

## INHALT



Seite 3  
HISTORISCHES ARCHIV DES MUSIKVERLAGS SCHOTT AUS MAINZ  
IN ÖFFENTLICHER HAND  
*Martina Rebmann / Reiner Nägele*

Seite 10  
FID MUSIKWISSENSCHAFT AN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK  
*Reiner Nägele*

Seite 13  
„FRIEDERICI NICOLAI ET AMICORUM“  
Das Handexemplar von Friedrich Nicolais Zeitschrift  
„Allgemeine deutsche Bibliothek“ kommt nach Berlin  
*Rainer Falk*



Seite 19  
DIE AUSSTELLUNG „WELTEN DES WISSENS –  
DIE BIBLIOTHEK UND DIE WELTCHRONIK DES NÜRNBERGER  
ARZTES HARTMANN SCHEDEL (1440–1514)“ IN BILDERN



Seite 23  
DIE ALTE PLATANE  
*Christiane Cammerer / Serena Tarascio*

Seite 28  
„ZWISCHEN DEN ZEILEN ...“  
Zur kodikologischen Untersuchung der Amerikanischen  
Reisetagebücher von Alexander von Humboldt  
*Julia Bispinck-Roßbacher*

Seite 33  
DER NACHLASS PAUL LUDWIG UND GERDY TROOSTS  
IN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK  
*Timo Nüßlein*



Seite 37  
„RUIN AM MEER – EROSION STATT ABSTRAKTION“  
Das Großrelief „Panta rhei“ von Bernhard Heiliger (1962)  
in der Staatsbibliothek zu Berlin  
*Heinrich Jennes*

Seite 43  
BIBLIOTHEKSBAU(T)RÄUME 1827–1955  
Pläne, Projekte, Perspektiven der Bayerischen Staatsbibliothek  
*Annemarie Kaindl*



Seite 48  
JAHRESEMPFANG DER GENERALDIREKTORIN UND DES VORSITZENDEN  
DER FREUNDE DER STAATSBIBLIOTHEK

Seite 50  
DRUCKFRISCHE ANTIKE BÜCHER –  
DIE MUMIENDRUCKE DES CARL MARIA SEYPPEL  
*Silke Trojahn*

Seite 54  
15 IN 8 – ABER NIE 08/15  
Rückblick auf Klaus G. Saur in seinen Jahren als Vorsitzender  
des Freundes- und Fördervereins der Staatsbibliothek zu Berlin  
*Martin Hollender*



Seite 60  
DIE HERRIN DER BAUTEN  
Dr. Daniela Lüfing, Leiterin der Benutzungsabteilung  
und Baubeauftragte, tritt in den Ruhestand  
*Barbara Schneider-Kempf / Martin Hollender*

Seite 65  
VOM ZETTELKASTEN HIN ZUR ELEKTRONISCHEN BIBLIOTHEK  
Dr. Karl Werner Finger, Ständiger Vertreter der Generaldirektorin  
und Leiter der Zentralabteilung, tritt in den Ruhestand  
*Barbara Schneider-Kempf / Martin Hollender*

Seite 68  
KURZ NOTIERT



## HISTORISCHES ARCHIV DES MUSIKVERLAGS SCHOTT AUS MAINZ IN ÖFFENTLICHER HAND

(© Peter Andersen)

Archive von Musikverlagen erlauben spannende Einblicke in die Musikgeschichte: In ihnen spiegeln sich Erfolg und Misserfolg von Musikwerken, Musikverlagsarchive geben Auskunft über Komponistenbiographien, sie belegen aber auch wirtschaftliche Zwänge und zeigen persönliche Vorlieben von Verlag und Verlegern, die beide bis heute entscheidenden Einfluss auf unsere kulturelle Entwicklung haben, letztlich sogar beeinflussen, was in unseren Konzertsälen erklingt. Das jüngst angekaufte Archiv des Verlags Schott aus Mainz lässt uns in seiner einmaligen Geschlossenheit und Vollständigkeit diese Geschichte über fast 200 Jahre lückenlos verfolgen.

Nach mehrjährigen Verhandlungen gelang es einem Käuferkonsortium im November vergangenen Jahres, das historische Archiv des Schott-Verlags zu erwerben. Hauptnutznießer des Ankaufs waren die Bayerische Staatsbibliothek in München und die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, kleinere Anteile gingen an einzelne Einrichtungen, die bereits einschlägige Bestände verwahren und die sie betreffenden Bestände aus dem Musikarchiv noch ankaufen: die Akademie der Künste (Berlin), die Carl-Orff-Stiftung (Dießen), das Beethoven-Haus (Bonn), die Fondation Hindemith (Blonay), das Max-Reger-Institut/Elsa-Reger-Stiftung (Karls-

Dr. Martina Rebmann  
ist Leiterin der Musikabteilung  
der Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Reiner Nägele  
leitet die Musikabteilung  
der Bayerischen Staatsbibliothek





„Privilegium exclusivum“ von 1780 für den Verlagsgründer Bernhard Schott (künftig Berlin)

Bernhard Schott (Schott-Verlag, Mainz)

ruhe) und die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg (Frankfurt a. M.). Gefördert wurde der Ankauf großzügig durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Kulturstiftung der Länder, die auch maßgeblich an den Ver-

handlungen mit dem Schott-Verlag beteiligt war. Weitere finanzielle Unterstützung kam vom Land Baden-Württemberg, der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, der Berthold Leibinger Stiftung, der Ernst von Siemens Musikstiftung, der Wüstenrot-Stiftung und von privaten Spendern.

Das nun veräußerte historische Archiv des Verlags stellt ein einmaliges Ensemble unseres kulturellen Erbes dar. In ähnlicher Größe und Geschlossenheit ist kein anderes Musikverlagsarchiv bekannt, denn der Verlag Schott ist einer der ältesten heute noch bestehenden Musikverlage der Welt. 1780 wurden dem Verlagsgründer Bernhard Schott (1748–1809) das „privilegium exclusivum“ und der Titel Hofmusikstecher verliehen, was ihm den alleinigen Vertrieb von Musikalien im Kurfürstentum Mainz erlaubte. Das Unternehmen expandierte seit dem 19. Jahrhundert zu einem weltweit agierenden Großverlag, der herausragende Komponisten an sich binden konnte und der heute Weltruf genießt.

Ursprünglich gliederte sich das Archiv im Verlagshaus in Mainz entsprechend den üblichen Firmenstrukturen in einen kaufmännischen und einen produktiven Bereich. So wurden einerseits die Geschäftsunterlagen im sogenannten Geschäftsarchiv verwahrt, andererseits die eingesandten Manuskripte, Druckvorlagen und die Erstausgaben im Herstellungsarchiv. 1990 wurde durch den Verlag noch ein weiteres Archiv, das Safearchiv, eingerichtet, das aus den beiden genannten Archivreichen das jeweils als hochrangig und

kosbar deklarierte Autographengut nach und nach aufnahm. Das historische Archiv des Verlags Schott gliedert sich somit in drei Bereiche: erstens in das Geschäftsarchiv von 1787 bis 1945, d. h. die Geschäftskorrespondenz, Druck- und Stichbücher, Kopierbücher und Kontojournale, zweitens in das Herstellungsarchiv, das die Verlagstätigkeit von etwa 1810 bis 1950 umspannt und ca. 50.000 Notendrucke und ca. 30.000 Musikhandschriften enthält, und drittens in das sogenannte Safearchiv mit etwa 600 erstrangigen Musikautographen sowie 35.000 Komponistenbriefen und Briefen von herausragender musik- und verlagsgeschichtlicher Bedeutung.

Die Bayerische Staatsbibliothek übernahm die Archive eins und zwei, das sind etwa 150 laufende Meter an Materialien des Geschäftsarchivs und ca. 350 laufende Regalmeter Manuskripte, Drucke und Druckvorlagen in den unterschiedlichen Stadien des Herstellungsarchivs. Außerdem verwahrt sie künftig die Konvolute zu Werner Egk, Karl Amadeus Hartmann und Joseph Haas aus dem Safearchiv als Ergänzung der bereits in der BSB vorhandenen Nachlässe.

Die Staatsbibliothek zu Berlin erwarb das Safearchiv mit Ausnahme der Bestände zu Beethoven, Orff, Hindemith, Reger, Zimmermann und Humperdinck, die von den sechs Spezialinstituten erworben wurden und mit Ausnahme der von München erworbenen Konvolute. Die genannten Forschungsinstitute haben jeweils angegliederte Archive, in denen bereits entsprechende Bestände vorhanden sind. Nun kann dort auch mit den neu erworbenen Materialien gearbeitet werden, die das Vorhandene hervorragend ergänzen. Schließlich handelt es sich bei den Instituten um

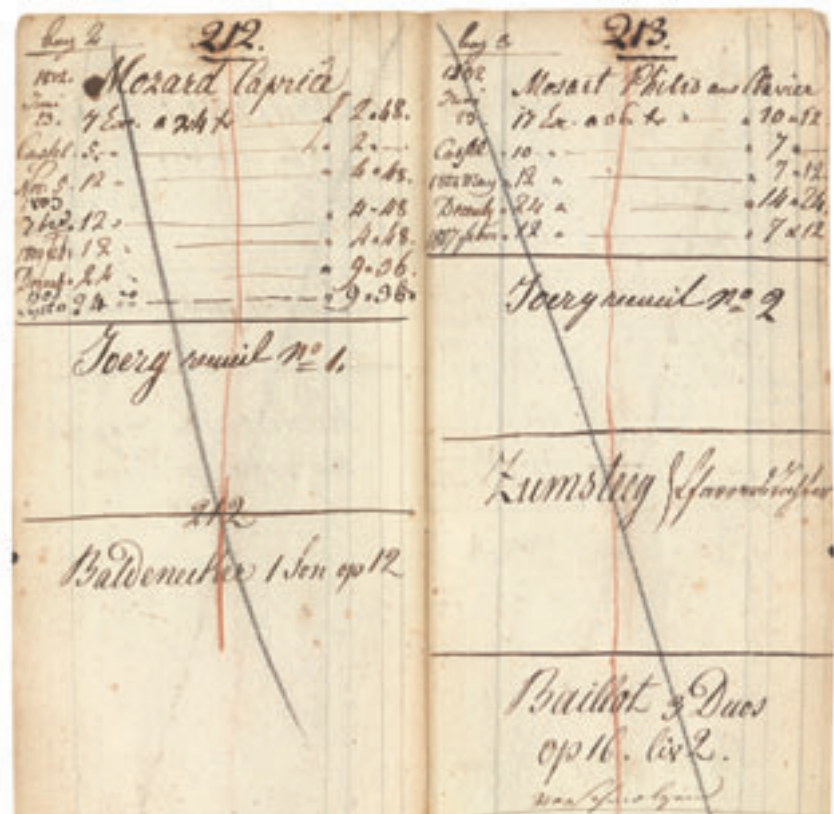


Orte, wo mit diesem Material zum Nutzen der Forschung gearbeitet wird und entsprechende Referenzliteratur verfügbar ist.

Auch gab es bereits zuvor schon Beziehungen zum Schott-Archiv, insofern als beispielsweise in der Akademie der Künste in Berlin Zimmermann-Autographen des

Karl Amadeus Hartmann, 6. Sinfonie, Ausschnitt (künftig München)

Auszug aus dem Hauptbuch des Schott-Archivs (künftig München)





Autographe Vorlagen zu Luigi Nonos  
„Il canto sospeso“  
(künftig Berlin)



Schott-Verlags als Deposita verwahrt wurden. Oder es war wie im Falle des Beethoven-Hauses in Bonn: An dieses waren die meisten Beethoviana aus dem Schott-Verlag schon lange vor diesem Verkauf veräußert worden.

Die Staatsbibliothek zu Berlin erhält damit Konvolute von 56 namhaften Komponisten mit umfangreichen Manuskript- und Briefsammlungen aus dem Schott-Archiv. Damit werden ihre umfassenden Sammlungen an Autographen des 18. und 19. Jahrhunderts nun auch um Eigenschriften von Komponisten des 20. Jahrhunderts bedeutend erweitert. Bei der Erwerbung ist für die SBB besonders glücklich, dass sie vor allem originales handschriftliches Material übernommen hat, dies fügt sich sehr gut ein in den reichen Bestand der Musikabteilung.

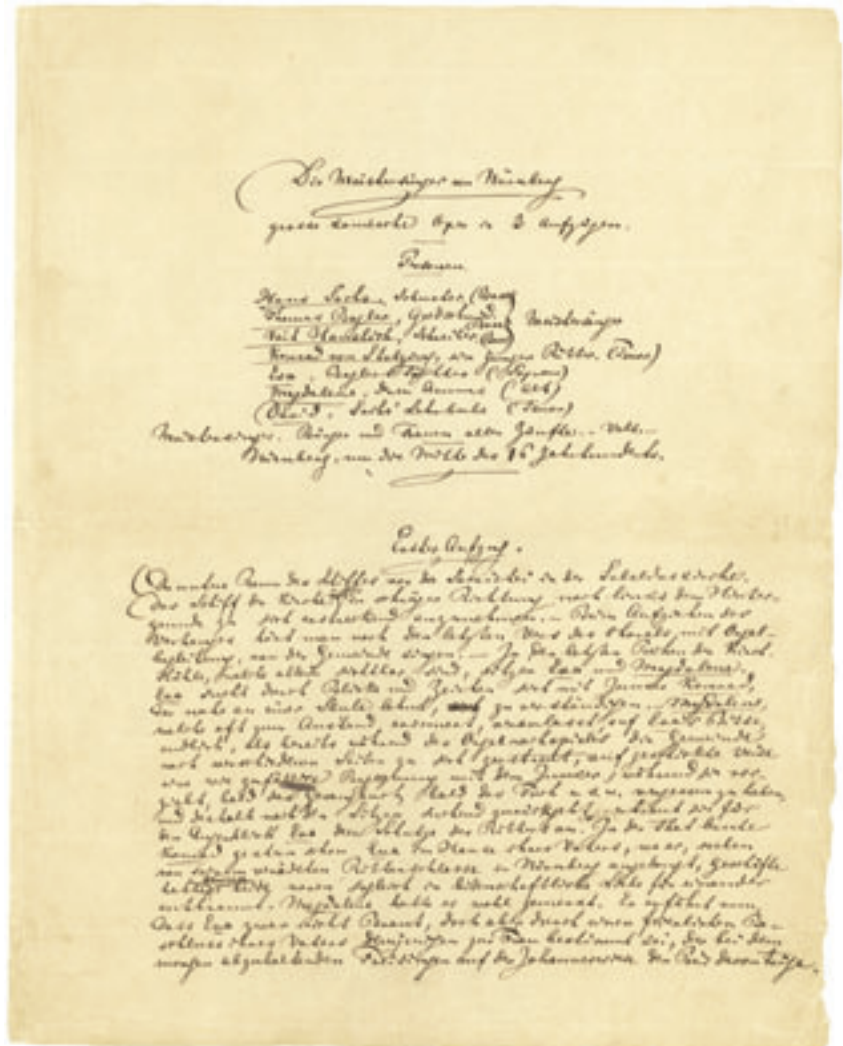
Große Namen des 20. Jahrhunderts wie Luigi Nono (1924–1990), Bohuslav Martinů (1890–1959), Harald Genzmer (1909

bis 2007) und Jean Françaix (1912–1997) sind nun mit Hauptwerken in der SBB vertreten. Die im Verlagsarchiv vorhandenen autographen Vorlagen zu Nonos „Il canto sospeso“ (1956), einer Vertonung von Textstellen aus Abschiedsbriefen zum Tode verurteilter europäischer Widerstandskämpfer, sowie seine Oper „Intolleranza“ (1960) werden hier künftig im Lesesaal studiert werden können. Darüber hinaus sind jedoch auch viele eigenschriftliche Werke von vielleicht weniger bekannten Komponisten wie Cyril Scott (1879–1970) und Heinrich Sutermeister (1910–1995) in die Staatsbibliothek zu Berlin gekommen. Ein Highlight der neu erworbenen Autographensammlung stellt ganz sicher Richard Wagners erster Prosa-Entwurf des Meistersinger-Textes dar. Die Rolle des Fehlermerkers Beckmesser trägt hier noch den Namen „Hanslick“ als Hinweis auf den Kritiker Eduard Hanslick, der zum erbitterten Gegner Wagners wurde. Außerdem kommen auch viele ältere Bestände nach Berlin, die das bereits Vorhandene aufs Beste ergänzen wie Briefe und

Musikhandschriften von Carl Löwe (1796 bis 1869), Hans von Bülow (1830–1894) und Joseph Joachim (1831–1907), deren Nachlässe bereits Unter den Linden verwahrt werden.

64 hochpreisigen Konvoluten bekannter Komponisten, verteilt auf sieben Erwerbungspartner, stehen in dem von der Bayerischen Staatsbibliothek übernommenen umfangreichsten Teil des Herstellungsarchivs die Schaffenszeugnisse von mehreren hundert weiteren Komponisten gegenüber, von denen in nicht wenigen Fällen zahlreiche veröffentlichte Werke im Verlagsprogramm nachzuweisen sind, bei denen also von einem zumindest kurzzeitigen Verkaufserfolg ausgegangen werden kann, so zum Beispiel Girolamo Abos (1715–1760), Wilhelm Aletter (1867 bis 1934), der Salieri-Schüler Carl Blum (1786 bis 1844), Franz Kessel (1862–1931), Henri Kowalski (1841–1916), Joseph Rummel (1818–1880), Abbe Maximilian Stadler (1748–1833), um nur einige wenige zu nennen. Dies waren zu ihrer Zeit keineswegs marginale Komponisten. Sonst hätte sie Schott auch nicht verlegt. Rainer Mohrs und Monika Motzko-Dollman schreiben im Zusammenhang mit der Verlagsgeschichte von Schott Music in *Musik in Geschichte und Gegenwart* (Bd. 15P, 2006, Sp. 14), dass der Verlag „von Anfang an“ das Bestreben hatte, „populäre Musik zu drucken und dem Zeitgeschmack entgegenzukommen.“

Dies könnte auch für die künftige Erforschung dieses Archivs von Bedeutung sein, denn wenn wir das zum Erkenntnisinteresse machen, was ein Verlag bereit ist zu veröffentlichen, wird niemals das ästhetisch autonome Kunstwerk im Fokus ste-



hen, sondern das Kunstwerk, das einen gewissen Marktwert verspricht – mithin auch eine öffentliche Rezeption garantiert. Die Marktanalyse wird stets auf die Wertschöpfung für den Verlag fokussieren und nicht auf das Kunstwerk als einen schöpferischen Geniestreich, der keinen ökonomischen Bedingungen verpflichtet ist. Ein Verleger, respektive sein Lektor, muss nun mal vor Drucklegung und der kritischen Prüfung durch die Öffentlichkeit entscheiden, ob ein Werk Erfolg versprechend sein könnte, oder nicht. Und würde er sich nur auf das verlassen, was durch die Rezeption und die nachträglich den Erfolg

Libretto zu Richard Wagners  
„Die Meistersinger von Nürnberg“  
(künftig Berlin)

erklärende Forschung als normativ, also vorbildlich nobilitiert wurde: Es gäbe keinen Fortschritt, keine Entwicklung, nichts Neues. Diesen Prozess zu verstehen, dafür ist ein solches nun öffentlich gewordenen Firmenarchiv grundlegend.

Die kompetente wissenschaftliche und konservatorische Betreuung sowie die sichere Aufbewahrung sind überzeugende Argumente für den Ankauf und die dauerhafte Verwahrung dieses nationalen Kulturgutes in den beteiligten Institutionen.

Die Frage nach dem wissenschaftlichen Nutzen des Schott-Archivs für die Forschung ist für die Komponisten bezogenen Forschungseinrichtungen unschwer zu beantworten. Am Beispiel Bernd Alois Zimmermanns (1918–1970) lässt sich dies verdeutlichen. Martin Zenck referiert in der *Neuen Zeitschrift für Musik* (2014, Heft 4, S. 56–61) unter dem Titel „Quer zu den Zeiten“ ausführlich die Beziehung des Komponisten zum Schott-Verlag:

Der Briefwechsel des Komponisten mit dem früheren Verlagsleiter Ludwig Streckler zeige, wie sehr bestimmte Editionsprojekte wie die der Oper *Die Soldaten*, des *Requiem für einen jungen Dichter* und der geplanten zweiten Oper *Medea* auf einen äußerst intensiven, selten konfliktfreien Austausch zwischen Komponist und Verlag angewiesen waren. So sei das Opern-Projekt der Uraufführung der *Soldaten* immer wieder daran gescheitert, weil der Verlag erst dann willens war, mit der Einrichtung und dem Druck des Orchestermaterials, des Klavierauszugs und der Partitur zu beginnen, wenn von bestimmten Opernhäusern wie Köln u. a. die verbindliche Zusage eines Kompositions-

auftrags mit einer damit verbundenen juristisch unanfechtbaren Vertragsbasis für die Uraufführung vorlag. Die Opernhäuser ihrerseits, vor allem zunächst Köln, wollten sich aber nicht festlegen und machten ihrerseits die Vorbereitung der Uraufführung von den vom Verlag zu erstellenden Aufführungsmaterialien abhängig. Der Autor bedauert, dass diese seinerzeit noch im Verlagshaus verwahrten und damit nicht einer breiten Öffentlichkeit zugänglichen Briefe eben noch nicht systematisch ausgewertet seien und dass es noch einer ganz eigenen Arbeit bedürfte, die Verlagsgeschichte von Schott mit der umfassenden Werkgeschichte Bernd Alois Zimmermanns in einen näheren, auch zwingenden Zusammenhang zu bringen.

Abgesehen davon, dass eine ungeteilte Übernahme des Archivs aus Gründen der Finanzierung für eine einzige Einrichtung schlicht nicht möglich gewesen wäre, zählt freilich gerade für die Geschichte eines Firmenarchivs nicht so sehr das einzelne Produkt oder gar die Geschäftsbeziehung eines einzelnen Komponisten mit dem Verlag. Allzu oft wird Musikverlagsgeschichte immer noch mit Autorengeschichte verwechselt und nur der Weg von Autoren über verschiedene Musikverlage nachgezeichnet.

Bedeutend sind vielmehr die Geschäftsunterlagen und Verlagsprodukte in ihrer Gesamtheit. Sie erst machen das Funktionieren eines produktiven Systems nachvollziehbar, im Falle der überlieferten Schott-Dokumente über 158 Jahre hinweg, in Einzelfällen sogar noch darüber hinaus. Die Frage des Verwahrortes in heutiger Zeit ist jedoch sekundär, sofern sich, wie in diesem Fall gewährleistet, die



Archivalien in öffentlicher Hand befinden. Sie sind damit für alle Interessierten kostenfrei zugänglich. Die Erschließung in Online-Katalogen und der Aufbau eines „virtuellen Schott-Archivs“ machen den Nachweis und die Einsichtnahme künftig weltweit und jederzeit möglich. In den nächsten Jahren werden die beiden Staatsbibliotheken in Berlin und München gemeinsam ein Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt auf den Weg bringen, damit die urheberrechtlich freien Archivalien möglichst bald auch weltweit im Internet zur Verfügung stehen.

„Es ist ein nicht hoch genug einzuschätzender Glücksfall“, so Rolf Griebel, damaliger Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, „dass das Archiv nach einem mehrjährigen Verhandlungsmarathon nun für die Wissenschaft gesichert und zugäng-

lich gemacht werden kann. Mein Dank gilt den Gutachtern sowie den zahlreichen Förderern, insbesondere der Kulturstiftung der Länder, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung, die den Ankauf ermöglicht haben“. Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, bekräftigt: „Im Schott-Archiv spiegelt sich europäische Musikgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert in jeder Facette wider. Solche Archive weltweit sichtbar und so weit wie irgend möglich für die Forschung zugänglich zu machen, ist das zentrale Ziel von Bibliotheken. Ich bin mir sicher, dass es einen Forschungsschub geben wird, sobald wir die Musikautographe, Korrespondenzen und sonstigen Dokumente digital erschlossen und virtuell wieder zusammengeführt haben werden.“



Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

K U L T U R  
S T I F T U N G • D E R  
L Ä N D E R



**G**ernst von siemens  
musikstiftung

**FONDATION Hindemith**  
Hindemith Stiftung | Hindemith Foundation

**ASKI**  
Arbeitskreis  
selbständiger  
Kultur-  
Institute e.V.

WÜSTENROT STIFTUNG



  
*Carl Friedrich von Siemens Stiftung*

  
BERTHOLD LEIBINGER  
STIFTUNG

## FID MUSIKWISSENSCHAFT AN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK



Dr. Reiner Nägele  
ist Leiter der Musikabteilung der  
Bayerischen Staatsbibliothek

Bis Dezember 2013 galt an der Bayerischen Staatsbibliothek das Prinzip eines möglichst umfassenden, vollständigen und sorgenden Bestandsaufbaus, unabhängig von individuellen, institutionellen oder modischen Forschungsinteressen. Dazu kam noch die Servicedienstleistung einer überregionalen Bereitstellung, sofern es der konservatorische Zustand der Quellen erlaubte. Seit 1949 wurde dieser Sammel- und Bereitstellungsauftrag zur nationalen Verpflichtung geadelt, indem die Bayerische Staatsbibliothek das sogenannte „Sondersammelgebiet Musikwissenschaft“ übernahm. Bis Dezember 2013 floss jährlich ein sechsstelliger Geldbetrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) nach München, um „ausländische“, nicht in der Bundesrepublik Deutschland erschienene Literatur – Noten, Monographien und Zeitschriften – erwerben zu können. Die Drittmittel deckten allerdings nur 75 % der Kosten ab, 25 % der ausländischen Literatur, die gekauft wurde, wurde aus dem Etat der Staatsbibliothek finanziert, zusätzlich ergänzt um eine nicht unerhebliche Summe an Eigenmitteln – konkret das Doppelte der Drittmittelzuwendung – vorrangig für den Erwerb der in Deutschland erschienenen Literatur und ergänzende Erwerbung außerhalb der Förderlinie wie etwa AV-Medien und Antiquaria.

Ein unschätzbare Vorteil dieser sich über mehr als sechs Jahrzehnte ergebenden

Zentralisierung in einem weitgehend vollständigen Literaturarchiv war unzweifelhaft, dass sich somit ein Reservoir bildete, aus dem man schöpfen konnte und das zugleich Anreger für künftige Forschungen war und ist. Forschung lebt schließlich nicht nur von der Vertiefung in das Bekannte und heute Aktuelle, sondern erhält neue Impulse durch die Begegnung mit dem Unbekannten und dem Inbeziehungsetzen von Bekanntem und Unbekanntem, Altem und Neuem.

Als Ergebnis einer Programmevaluierung in den Jahren 2010/11 beschloss der Hauptausschuss der DFG Ende 2012, das bisherige System der überregionalen Literaturversorgung grundlegend zu ändern. Die Einrichtung von „Fachinformationsdiensten für die Wissenschaft“ (kurz FID) löst seit 2014 die Förderung der Sondersammelgebiete an wissenschaftlichen Bibliotheken in Deutschland ab. „Ziel der Förderung ist“, so die DFG in einer Pressemitteilung, „nicht mehr die Unterstützung eines möglichst vollständigen Literaturarchivs nach vorgeschriebenen Kriterien, sondern die Entwicklung von Informationsdienstleistungen unter spezieller Berücksichtigung der Forschungsinteressen der jeweiligen Fachcommunities“.

Aus den Förderrichtlinien für den FID ist noch zu ergänzen: Das Primat des E-only, d. h. bei Doppelpublikationen als E



Die VifaMusik ist ein strukturelles Element des aktuellen FID mit dem Ziel, Aufbau und Betrieb von Forschungsinfrastruktur für die Musikwissenschaft zu gewährleisten.

und Print darf künftig nur noch die elektronische Ausgabe gekauft bzw. lizenziert werden und es darf künftig nur noch „Spitzenbedarf“ im FID-Kontext erworben werden, Grundbedarf ist nicht förderungswürdig. Unter „Spitzenbedarf“ zu verstehen sei, so die Definition im Förderprogramm: „Spezialliteratur und entsprechende forschungsrelevante Informationen“.

Ein neu eingerichteter FID-Beirat unterstützt die Arbeit unserer Bibliothek von Seiten der Community, bestehend aus vier vom Vorstand der Gesellschaft für Musikforschung entsandten Personen, die das ganze Fach repräsentieren sollen sowie je einer Person aus der Musikgeschichtlichen Kommission, dem Vorstand von RISM International, dem Vorstand von RISM Deutschland, dem Music Encoding Initiative Council, dem Staatlichen Institut für Musikforschung, Berlin, eine vom AIBM-Vorstand entsandte Person, ein Vertreter der Deutschen Nationalbibliothek/Deut-

ches Musikarchiv sowie ein Vertreter der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, Mainz.

Die Förderung des Fachinformationsdienstes, der alle drei Jahre neu bei der DFG beantragt werden muss, legitimiert sich ausschließlich durch ein aktiv bekundetes Interesse der Community, also durch eine konkrete Mitgestaltung der Erwerbungs-komponente und wesentlich durch projektbezogene Kooperationen zwischen Fachwissenschaft und FID-verantwortlicher Bibliothek in der Entwicklung und dem Betrieb gemeinsamer Forschungsinfrastrukturen wie diese bereits im VifaMusik-Kontext vielfältig realisiert werden konnten. Bereits vor acht Jahren begann sich die Bayerische Staatsbibliothek hier mit Aufbau und Betrieb von Forschungsinfrastruktur für die Musikwissenschaft zu engagieren. Die VifaMusik ist jetzt ein strukturelles Element des aktuellen FID.



Der neu entwickelte Viewer ermöglicht erstmals die simultane Darstellung zusammengehörender Stimmen eines Notendruckes auf verschiedenen Segmenten des Bildschirms.



Ziel der VifaMusik ist zum einen die Realisierung eines „One-Stop-Shops“ im Hinblick auf musikbibliographische Daten und genuin digitale Quellen. Die Metasuche in der VifaMusik führt – neben dem OPAC der Bibliothek – zu den weltweiten Datenbeständen von RISM (also den Musikhandschriften, demnächst auch zu den Drucken der A1-Reihe), zum Musikkatalog der Staatsbibliothek zu Berlin, dem Notenkatalog der British Library, den Katalogdaten des Deutschen Musikarchivs und des Musikkatalogs der Österreichischen Nationalbibliothek. Die Liste der weiteren bereits vorliegenden oder angebotenen Metadatenquellen, die wir nach und nach einbinden wollen, ist beeindruckend. Dies alles verbunden mit dem Volltextangebot aller in der Bibliothek vorhandenen Literatur über Musik bis ca. 1870, dem ebenfalls strukturiert durchsuchbaren Volltext des Handwörterbuchs der musikalischen Ter-

minologie, Inhaltsverzeichnissen von Zeitschriften, annotierten Internetressourcen, einer Expertendatenbank und weiterem mehr.

Zum Zweiten wird die informationstechnologische Kompetenz unserer Bibliothek im Rahmen des FID dazu genutzt, nicht nur Wissenschaftskommunikation zu fördern (etwa durch Themenportale oder social media Angebote), sondern vor allem in der Entwicklung von forschungsrelevanten E-Tools wie: Editionsplattformen, virtuellen Forschungsumgebungen, immersiven Text- und Wissensportalen (beispielsweise unser Dokumentenserver), OpenData und LinkedData -Szenarien und – nicht zuletzt – im Hinblick auf Langzeit-sicherung von Forschungsdaten als Partner der Wissenschaft innovative Arbeit zu leisten.

Das online gestellte Handbuch musikalischer Terminologie war ein solches erfolgreich abgeschlossenes Projekt zwischen Wissenschaft, Bibliothek und Verlag. Gemeinsam mit der Musikgeschichtlichen Kommission ist derzeit ein Editionsprojekt in Vorbereitung, bei dem unsere Bibliothek verantwortlich sein wird für die Entwicklung eines Portals auf der Basis von LinkedData, Suchmaschinentechologie und modernem Webdesign. Und im Rahmen des DFG-geförderten Projekts „Notendrucke des 16. und 17. Jahrhunderts mit mehrstimmiger Musik in der BSB – Digitalisierung und Online-Bereitstellung“ hat die Staatsbibliothek einen Viewer entwickelt, der erstmals die simultane Darstellung zusammengehörender Stimmen eines Notendruckes auf verschiedenen Segmenten des Bildschirms ermöglicht. Außerdem sind wir Partner im kanadi-

schen Projekt „SIMSSA“, das sich mit der Entwicklung von OMR-Software (optical music recognition) und deren Standardisierung beschäftigt. Nicht zuletzt ist der RISM-OPAC zu nennen, der an unserer Bibliothek in Kooperation mit der Staatsbibliothek zu Berlin und RISM international aus Eigenmitteln finanziert entwickelt wurde, und der hier auch gehostet wird.

Der Fachinformationsdienst rechtfertigt seine Förderung vor allem dadurch, dass Bibliothek und Community dauerhaft im Rahmen von Forschungsprojekten kooperieren. Die Bayerische Staatsbibliothek besitzt die dafür notwendige Kompetenz und den Willen, auch langfristig eine überregionale und für die Musikwissenschaft umfassende Verantwortung im Rahmen des FID zu übernehmen.

## „FRIEDERICI NICOLAI ET AMICORUM“

### Das Handexemplar von Friedrich Nicolais Zeitschrift „Allgemeine deutsche Bibliothek“ kommt nach Berlin



„Die in Deutschland so sehr zerstreute Gelehrsamkeit hat einen Vereinigungspunkt nöthig, und hiezu habe ich die *deutsche Bibliothek* ersehen“, schrieb im Sommer 1765 der Berliner Buchhändler und Verleger Friedrich Nicolai (1733–1811) an einen seiner zahlreichen Briefpartner. Mit der „deutschen Bibliothek“ war dabei kein Gebäude, sondern eine Zeitschrift gemeint, deren erstes Heft soeben in Nicolais Verlag erschienen war. Der „Vereinigungspunkt“, den Nicolai für die deutschsprachigen Wissenschaftler und Intellektuellen zu schaffen ankündigte, war also – um es mit

Rainer Falk  
ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Theodor-Fontane-Archiv der Universität Potsdam tätig.  
Seit 2013 ist er Mitherausgeber der Edition „Friedrich Nicolai. Sämtliche Werke, Briefe, Dokumente. Kritische Ausgabe mit Kommentar“.

Daniel Chodowiecki: Kupferstichporträt Friedrich Nicolais, 1774

Titelblatt und Frontispiz des ersten Bandes der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Friedrich Nicolai III)



einem modernen Wort auszudrücken – virtuell: eine Zeitschrift als Ersatz für eine Metropole, die es im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation nicht gab. Wie in den Londoner Coffeehouses und den Pariser Salons sollten darin Nachrichten verbreitet, Ideen in Umlauf gesetzt, Debatten geführt und nicht zuletzt Bücher angekündigt, bekannt gemacht und kritisiert werden. Teil des virtuellen Unternehmens war es auch, in jedem Band der Zeitschrift das Kupferstichporträt eines Gelehrten abzu drucken, um die Mitglieder der deutschen Wissenschaftsgemeinde zumindest per Bildnis miteinander bekannt zu machen – ganz ähnlich, wie das heutzutage in den diversen Online-Communities geschieht.

Rückseite des Titelblattes mit dem Bucheignerzeichen Salman Schockens und den Stempeln der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg (Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Friedrich Nicolai III)

Wenn auch andere Verleger versuchten, es Nicolai gleichzutun, erreichte doch kaum eine der zahllosen Zeitschriften, die





in Deutschland im 18. Jahrhundert gegründet wurden, die Verbreitung und die Erscheinungsdauer der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (so ihr vollständiger Titel, abgekürzt: AdB). Insgesamt wurden in der AdB und ihrer Fortsetzung bis 1805 rund 60.000 Bücher aus allen Wissensgebieten besprochen. Anders als die mündlichen Diskussionen in den besagten Coffeehouses und Salons sind die gedruckten Besprechungen in der Zeitschrift erhalten geblieben und stellen bis heute eine unerschöpfliche Quelle dar für alle, die sich mit dem Zeitalter der Aufklärung in Deutschland beschäftigen möchten.

Ein vollständiges Exemplar der AdB kam im Frühjahr 2013 beim Hamburger Auktionshaus Hauswedell & Nolte zur Versteigerung. Dank der Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V. konnten die insgesamt 139 Bände für die Staatsbibliothek zu Berlin erworben werden. Eine außergewöhnliche Erwerbung gelang damit weniger aufgrund der Vollständigkeit des Exemplars – ein solches besaß die Staatsbibliothek bereits –, sondern wegen dessen Herkunft: Es stammt aus dem Besitz des Verlegers selbst. Das belegt bereits der für Nicolais Buchbesitz typische Einband aus gelbem Papier mit handschriftlicher Titelbezeichnung auf dem Buchrücken, aber mehr noch der Kupferstich, der in die vordere Einbandinnenseite eines jeden Bands eingeklebt ist. Das Bild zeigt zwei Putten, von denen die eine ein Buch aufschlägt, aus dem die andere die Worte „Friederici Nicolai et Amicorum.“ entziffert. Mit diesem Bucheignerzeichen ließ Nicolai sämtliche der über 16.000 Bücher seiner Privatbibliothek versehen. Das lateinische Motto weist jeden Band als Nicolais Besitz aus und deutet zugleich auf den Mitbesitz



*Friedrich Nicolais Bucheignerzeichen  
(Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass  
Friedrich Nicolai III)*

durch seine Freunde hin, mit denen Nicolai seine Bücher offenbar gerne zu teilen bereit war – ein Angebot, das nachweislich gerne und oft angenommen wurde.

Im Falle der AdB dürfte Nicolai die Bände jedoch eher selten entliehen und umso häufiger selbst gebraucht haben. Dafür sprechen die zahlreichen Eintragungen von seiner Hand, die sich auf vielen Seiten finden. Sie reichen von sprachlichen und stilistischen Anmerkungen bis hin zu kurzen Kommentaren zum Text und belegen folglich sowohl die redaktionelle Arbeit des Herausgebers als auch die inhaltliche Auseinandersetzung des Wissenschaftlers. Mit den erworbenen Bänden liegt also das sogenannte Handexemplar Nicolais vor, das – wie aus den „Jugenderinnerungen“ seines Enkels Gustav Parthey (1798–1871) bekannt ist – griffbereit in einem hohen Regal über dem Schreibtisch seines Studierzimmers stand.

1006-1034

1035-1077

1078-1111

1112-1147

1148-1183

1184-1216



Bei der Auktion im Frühjahr 2013 ist das Handexemplar der AdB nicht zum ersten Mal versteigert worden. Bereits 1975 kam es als Teil der Sammlung des deutsch-jüdischen Kaufmanns und Verlegers Salman Schocken (1877–1959) ebenfalls bei Hauswedell & Nolte unter den Hammer. Auch Schocken pflegte seinen Buchbesitz durch ein Exlibris zu markieren. Erwartungsgemäß fand sich dieses Bucheignerzeichen mit hebräischen Lettern in den erworbenen Bänden jeweils auf der Rückseite des Titelblatts. Überraschenderweise sind die Bände auf derselben Seite durch zwei Stempel auch als Eigentum bzw. ausgeschiedene Dubletten der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg ausgewiesen. Diese Besitzverhältnisse bestätigt ein Blick in den online zugänglichen Altbestandskatalog der heutigen Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg: Die Bände lassen sich darin unter der mit Bleistift auf den Titelblattvorderseiten vermerkten Signatur „Am“ ausfindig machen.

Wann genau sie ausgeschieden wurden und ob sie zunächst einen anderen Eigentümer fanden, von dem Schocken sie dann erwarb, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sagen. Erklären lässt sich jedoch, auf welche Weise die Bände zuallererst nach Strassburg gelangt sind: Wie der Herausgeber von Gustav Partheys „Jugenderinnerungen“ schreibt, hat dieser viele der von seinem Großvater geerbten Bücher an öffentliche Einrichtungen verschenkt. Unter anderem folgte Parthey 1870 dem Aufruf des späteren Direktors Karl August Barack (1827–1900), den Wiederaufbau der zerstörten Straßburger Stadtbibliothek als Universitäts- und Landesbibliothek mit Buchspenden zu unter-

stützen. Das Handexemplar der AdB dürfte Teil dieser Spende gewesen sein. Überraschend mag scheinen, dass ein solches Unikat seinerzeit vom Eigentümer verschenkt und später von einer Bibliothek ausgesondert worden ist. Tatsächlich hat die Forschung aber erst in jüngster Zeit den wissenschaftlichen Wert von Handexemplaren erkannt.

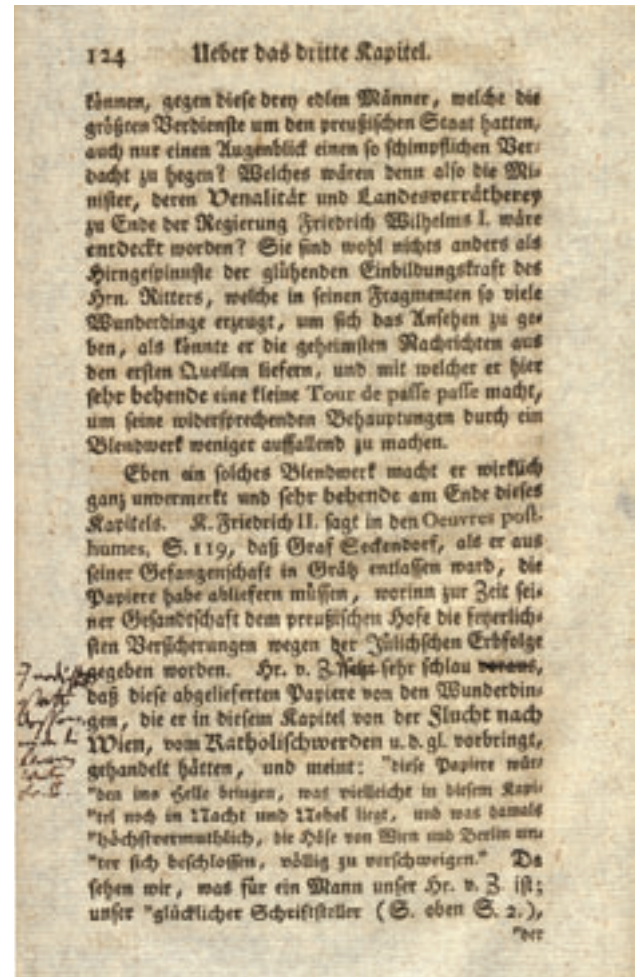
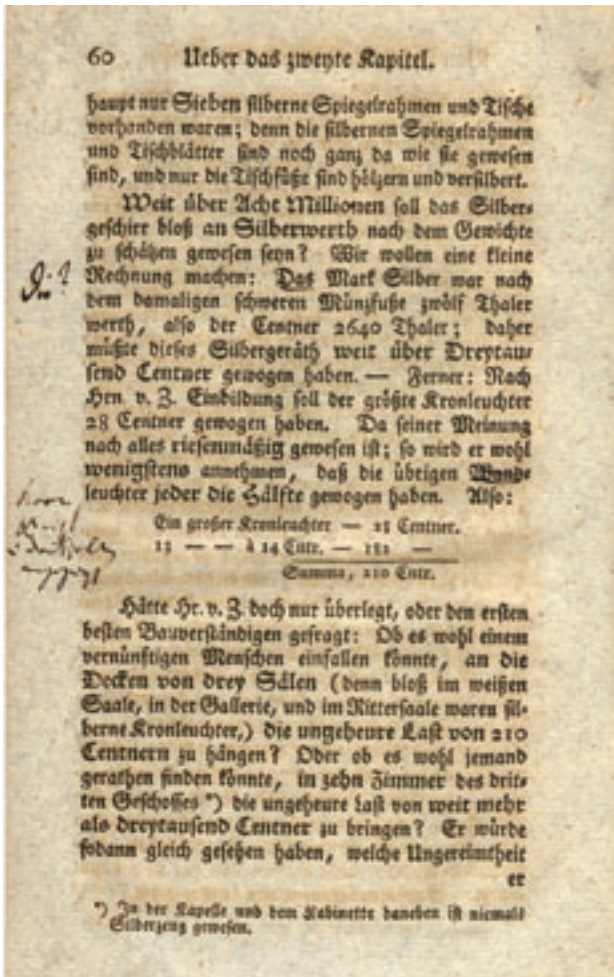
In der Staatsbibliothek zu Berlin ergänzt das Handexemplar der AdB die dort bereits verwahrten Teile von Nicolais Nachlass – etwa das Handexemplar seiner zwölfbändigen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781“, das bereits 1862 zusammen mit den dazugehörigen Papieren und Dokumenten als Schenkung Gustav Partheys ins Haus gekommen ist. Die Sammeltätigkeit der Staatsbibliothek auf diesem Gebiet reicht also weit zurück. Die zweifellos bedeutendste Erwerbung fällt in das Jahr 1885 und betrifft Nicolais handschriftlichen Nachlass, insbesondere seinen umfangreichen Briefnachlass. Dessen annähernd 20.000 Schreiben nehmen zum überwiegenden Teil auf die Herausgabe und Aufnahme der AdB Bezug und stehen somit in unmittelbarem Zusammenhang mit der Neuerwerbung. Dass künftig die Möglichkeit bestehen wird, das Handexemplar und den Briefnachlass parallel zu benutzen, verspricht neue Erkenntnisse über eine der wichtigsten Zeitschriften der deutschen Aufklärungszeit.

Anders als die Zeitschriftenbände, die sich in einem tadellosen Zustand befinden, bedarf der Briefnachlass allerdings noch einer restauratorischen Behandlung, um ihn weiterhin der Nutzung zur Verfügung stellen zu können. Diese Restaurierung

Seite 16:

Die 118 Bände der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ Friedrich Nicolais, zuzüglich 21 Bände Anhänge, erschienen zwischen 1765 und 1796 (Foto: Ulrich Schrader)





Zwei Seiten aus Band 99/2 des Handexemplars mit handschriftlichen Anmerkungen Nicolais zu seiner eigenen Besprechung von Johann Georg von Zimmermanns „Fragmenten über Friedrich den Großen“ (Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Friedrich Nicolai III)

wird aus Eigenmitteln der Staatsbibliothek zu Berlin und durch die Einnahmen aus einem Spendenaufruf der Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V. finanziert. Nach Abschluss der Restaurierung ist geplant, die Briefe zu scannen und sie auf einer Internetplattform digital zu präsentieren. Auf dieser Plattform, deren Finanzierung es indessen noch zu sichern gilt, sollte auch das Handexemplar der AdB zugänglich gemacht werden. Denkbar wäre sogar, auch Nachlassteile dort einzubinden, die von anderen Institutionen verwahrt werden, sofern sie digitalisiert vorliegen. Das beträfe beispielsweise das Handexemplar der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“, das 1975 bei Haus-

wedell & Nolte ebenfalls angeboten und damals vom Deutschen Literaturarchiv Marbach erworben worden ist. Auf diese Weise könnte ein neuer virtueller „Vereinigungspunkt“ entstehen, in dem die „so sehr zerstreute Gelehrsamkeit“ zu Friedrich Nicolai, seiner AdB und zur deutschen Aufklärung insgesamt gebündelt würde.

Zu Friedrich Nicolai und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ vgl. vom Verfasser: „Sie hören nicht auf, sich um unsre Litteratur, und ihre Freunde, verdient zu machen!“ Friedrich Nicolai (1733–1811). Katalog zur Ausstellung im Gleimhaus Halberstadt, 22. Juni bis 2. September 2012, Halle: Mitteldeutscher Verlag 2012.

## DIE AUSSTELLUNG „WELTEN DES WISSENS – DIE BIBLIOTHEK UND DIE WELTCHRONIK DES NÜRNBERGER ARZTES HARTMANN SCHEDEL (1440–1514)“ IN BILDERN

Anlässlich seines 500. Todestages zeigte die Bayerische Staatsbibliothek in ihrer Schatzkammer und den angrenzenden Räumlichkeiten von 19. November 2014 bis 1. März 2015 die Ausstellung „Welten des Wissens“ über Hartmann Schedel, seine Bibliothek und Weltchronik. Über 5.000 Besucher wurden bis zum Ende der Ausstellung am 1. März gezählt, 55 Führungen wurden angeboten. Eröffnet wurde

die Ausstellung am 18. November 2014 unter großem Interesse der Öffentlichkeit. Ein Eindruck in Bildern ...

(Fotos: BSB/I. Gessner und H.-R. Schulz)

Die Schedelsche Weltchronik auch auf Youtube:

<https://www.youtube.com/user/BayStaatsbibliothek>

und in den Digitalen Sammlungen der BSB:

[www.digitale-sammlungen.de](http://www.digitale-sammlungen.de) -> Highlights



Generaldirektor Dr. Rolf Griebel mit Ministerialdirektor Dr. Adalbert Weiß und seiner Gattin



Leihgabe der Landesbibliothek Coburg: Die „Familienchronik und Autobiographie des Melchior Schedel“ in der Ausstellung



Dr. Bettina Wagner während ihres Festvortrags „Hartmann Schedel – Ein Lebensweg in Büchern“







Das für die BSB wegweisende Corporate Design der Ausstellung unter Verwendung des Porträts von Hartmann Schedel (C1m 30), der Karte von Oberitalien (Rar. 124), der Stadtansicht von Padua und der Illustration zum 4. Schöpfungstag aus der Weltchronik (Rar. 287)



Generaldirektor Dr. Rolf Griebel mit Dr. Bettina Wagner, Kuratorin der Ausstellung, und Ministerialdirektor Dr. Adalbert Weiß



Das Ensemble „Stimmwerk“ übernahm die musikalische Umrahmung der Eröffnungsveranstaltung



Stadtansicht von Nürnberg aus der Schedelschen Weltchronik



Die Fahne zur Ausstellung im Prachttreppenhaus als „Eye-Catcher“





Der in die Ausstellung integrierte Gang zum Lesesaal Handschriften und Alte Drucke mit der vergrößerten Illustration zum 7. Schöpfungstag als Abschluss





Blick in die Schatzkammer



Der Gang zum Lesesaal Handschriften und Alte Drucke als Ausstellungsareal



Arzneibuch des Matthaeus Silvaticus aus Salerno mit eingebundenem ganzfigurigen Porträt des Hartmann Schedel



Vergrößerte Abbildungen aus der Schedelschen Weltchronik zeigen die Chronik in ihrer ganzen Pracht

## DIE ALTE PLATANE



Da steht sie immer noch, die alte Platane, so wie sie schon meine Großmutter Margarete Caemmerer (1873–1945) in ihrer hier abgedruckten Kolumne in der Vossischen Zeitung vom Juli 1923 beschrieben hat. Auch ich gehe immer wieder an dem schönen alten Baum vorbei. Ein wahres Baumdenkmal im Schatten der Staatsbibliothek zwischen Benutzer- und Personaleingang, gepflanzt um 1858 aus Anlass der Hochzeit des Kronprinzen und späteren 99-Tage-Kaisers Friedrich III. und seiner Frau Viktoria, der Tochter der Queen Victoria, wie es die Tafel sagt, die inzwischen angebracht ist. Ihr Standort war damals an dem neuen Villenviertel des sich etablierenden Berliner Westens in der Victoria-Ecke Margaretenstraße (heute Scharounstraße mit verkürztem Verlauf). Durch die

Dr. Christiane Caemmerer ist Leiterin des Referats Einblattmaterialien in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

Margarete Caemmerer war Journalistin bei der Vossischen Zeitung in Berlin und die Großmutter von Christiane Caemmerer

Serena Tarascio ist Studentin der Editionswissenschaften an der Freien Universität Berlin und hat als Praktikantin die Recherchen unterstützt

oben: Die Platane vor der Staatsbibliothek in der Potsdamer Straße  
(Foto: SBB/Christine Kösser)

links: Margarete Caemmerer (1873–1945)





Verlegung der Potsdamer Straße, die zu einem Teil der heute völlig verschwundenen Victoriastraße folgt, steht sie jetzt etwas vom Verkehr geschützt, der weiterhin an ihr vorbei braust, sicher schneller und lauter als in den Zwanzigerjahren. 1951 wurde sie, eine „*Platanus acerifolia*“, als Naturdenkmal eingetragen. Elf Meter hoch und dreieinhalb Meter dick ist sie, eine stattliche Zeitzeugin, die auch die städtebaulichen Veränderungen anzeigt und die ihr Leben lang immer wieder um ihre Existenz fürchten musste. Bereits kurz nachdem sie gesetzt war, sollte sie das erste Mal dem Straßenbau geopfert werden. Stadt-Oberbaurat Friedrich Hitzig (1811–1881), der als Architekt zahlreiche Villen in dem Viertel um die Victoriastraße baute und umbaute, rettete ihr den Standort. In den 1960-er Jahren waren es dann die Proteste der Bevölkerung, die dafür sorgten, dass die Platane nicht der damals von Bausenator Rolf Schwedler geplanten Trasse der Entlastungsstraße weichen musste. Sie hat dies überstanden, ebenso wie das Zusammenwachsen der beiden Stadthälften im Zuge der Neubebauung des Potsdamer Platzes und den Bau des Tiergartentunnels. Jedes Frühjahr denkt man, sie, die inzwischen völlig hohl ist, habe es dieses Mal sicher nicht geschafft, dem Winter zu trotzen, weil sie solange ohne Laub steht. Aber dann kommen die

Blätter und Blüten doch, so verzögert, wie es bei Platanen eben üblich ist.

Der alte Baum gibt Zeugnis davon, wie sich die Mitte des Berliner Westens verändert hat. Sprechen können darüber aber nur die Menschen. Wir haben uns in den vergangenen Jahren daran gewöhnt, die Gegend um die Potsdamer Straße vor allem als die Gegend der kulturellen Avantgarde des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu sehen, wo 1897 die Galerie Keller & Reiner in der Potsdamer Straße 118b (heute 63) gegründet wurde, die neben der freien Kunst zum ersten Mal auch die angewandte Kunst des Jugendstils anbot und einen Wandel im Berliner Kunstmarkt anzeigte. Wo der Expressionist Herwarth Walden mit Unterstützung von Karl Kraus 1910 seine Zeitschrift „Der Sturm“ aus der Taufe hob und die ersten dadaistischen Aktionen in Berlin unterstützte (Nr. 18 später 134a, heute Gelände Staatsbibliothek und Alte Potsdamer Straße), wo Kurt Hiller seine Cabaret-Abende im Café Austria (Nr. 28, heute Nr. 72) und in der Buchhandlung Reuß & Pollack (Nr. 118c, heute Nr. 63) veranstaltete, während in der Victoriastr. 35 Paul Cassirer lebte, der neben Max Liebermann, Wilhelm Bode und Alfred Lichtwark auch die Moderne mit Autoren wie Robert Walser, Réne Schickele und Else-Lasker Schüler verlegte. Aber diese Gegend ist nicht nur der Ort der künstlerischen Avantgarde, sondern auch der Ort der großen Berliner Naturwissenschaftler und Gelehrten, der kommenden Politiker und der alten Saloniären, so zeigt es die kleine Kolumne meiner Großmutter. Hier lebten auch der Begründer der Augenheilkunde Albrecht von Graefe (1828–1870), der die Grundlagen für die erfolgreiche





Albrecht von Graefe (1828–1870)



Ludwig Traube (1818–1876)



James Israel (1848–1926)

Operation des grauen Stars schuf, der Mediziner Ludwig Traube (1818–1876), der als Mitbegründer der experimentellen Pathologie gilt, und in der nächsten Generation einer der ersten plastischen Chirurgen Deutschlands und Tanzpartner meiner Urgroßmutter, der Urologe James Israel (1848–1926), und der Sohn des Arztes Adolph Arnhold und spätere Kunstmäzen Eduard Arnhold (1849–1925), ebenso wie Emil du Bois-Reymond (1818–1896), der große Physiologe, einer der bedeutendsten Gelehrten des späten 19. Jahrhunderts und Korrespondenzpartner von Alexander von Humboldt, Rudolf Virchow, Wilhelm Foerster, Karl Gutzkow und Paul Heyse.

Generationen übergreifend führte Babette Meyer (1835–1916) in der Victoria- Ecke Bellevuestraße ihren politisch liberalen „Grünen Salon“, bei der neben Ernst von Wildenbruch und Wilhelm Scherer die Malerin Sabine Lepsius, Angehörige der Familie Bismarck und der Familie Pourtales-Harrach gerne zu Gast waren. Auch der junge Walter Rathenau (1867–1922), der Schriftsteller und liberale Politiker, der spätere Außenminister, kam vorbei – er musste nur ein paar Straßen weit gehen aus seinem Elternhaus in der Thiergartenstraße. Ob es den gleichnamigen Sohn Albrecht von Graefes (1868–1933) auch dort hingezogen hat, ist stark zu bezwei-

feldn, war er doch, von Jugend an eher konservativ, 1918 Mitbegründer der Deutschen nationalen Volkspartei.

Will man alle diese Wege, die in der Kolonne beschrieben werden, heute noch einmal nachvollziehen, so helfen die Berliner Adressbücher, die die Zentral- und Landesbibliothek als Digitalisate bereitgestellt hat. Hier kann man sich nicht nur die Namen aufrufen, sondern auch die Straßenverzeichnisse und kann heraussuchen, wer mit wem wie lange unter welcher Hausnummer gewohnt hat: <http://www.zlb.de/de/besondere-angebote/berliner-adressbuecher.html>

Und wenn es auch nicht mehr ganz auszumachen ist, wer Dora von Pourtales war, so verbirgt sich hinter Elisabeth Harrach (1870–1961) die Tochter von Hélène Gräfin von Harrach, geb. Pourtales (1849 bis 1940) und dem Maler Ferdinand Graf von Harrach (1832–1915), die gern und häufig gesehene Gäste bei Babette Meyer waren. Grete Bendemann ist sicherlich Margarethe Bendemann (1850–1938), die 1875 in zweiter Ehe den deutschen Diplomaten Clemens August Busch (1834 bis 1895) geheiratet hat und schon ihre Jugend in dem von Martin Gropius gebauten Haus ihrer Eltern in der Victoriastraße 17 verbracht hatte.





Emil du Bois-Reymond (1818–1896)



Walter Rathenau (1867–1922)



Albrecht von Graefe (1868–1933)

Das Tiergartenviertel war auch die Heimat meiner Großmutter, die da aus dem Hause ihrer Eltern in der Victoriastraße 18 kommend zu ihrer Urgroßmutter ging, die mit ihrem Mann zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Berlin gegangen war und nun als Witwe und Rentière, wie es das Adressbuch sagt, in der Victoriast. 28 wohnte. Dabei ging meine Großmutter, wie sie hier schreibt, immer am Haus Victoriastraße 26 vorbei, in dem zur Zeit ihrer Kindheit auch ihr späterer Mann immer wieder einmal seine Großmutter besuchte. Begegnet sind die beiden sich dann deutlich später. Als sie sich aber endlich doch trafen, ist es eine große Liebesgeschichte geworden. Denn meine Großmutter ließ sich um seinen Willen von ihrem ersten Mann scheiden. Als ihr zweiter Mann, der Berufssoldat war und von Anfang an am ersten Weltkrieg teilnahm, 1916 auf Heimaturlaub starb, musste seine Witwe in der Folgezeit für sich und ihre beiden Söhne sorgen. Ohne Berufsausbildung war dies nicht leicht. Aber sie erhielt eine Stelle bei der Vossischen Zeitung und schrieb dort über lange Jahre Gesellschaftskolumnen, die sich mit der sich wandelnden Stellung der Hausfrau, Kindererziehung, den Veränderungen im gesellschaftlichen Leben und dem alten Berlin beschäftigten.

Endgültig versunken scheinen die Zeiten zu sein, die in der Kolumne meiner Großmutter aufgerufen werden. Nur die von August Stüler entworfene St. Matthäuskirche und die Villa des Verlegers Parey erinnern noch an die alte, dichtbebaute Villengegend in der Nähe des Potsdamer Platzes. Sie ist nach ihrer Zerstörung während des zweiten Weltkriegs ersetzt worden durch das Kulturforum mit seinen Museen und Konzerträumen und dem Neubau der Staatsbibliothek. Hier haben die großen Architekten der Nachkriegszeit wie Ludwig Mies van der Rohe, Hans Scharoun, Edgar Wisniewski, Heinz Hilmer und Christoph Sattler dem Areal ein neues Gesicht gegeben wie Friedrich Hitzig und Martin Gropius hundert Jahre zuvor. Damals dicht an der Mauer gelegen sollte das Kulturforum die Option für ein vereinigtes Berlin offenhalten. Eine Option, die sich nach 1989 auf das Schönste erfüllt hat. Und die alte Platane repräsentiert nicht mehr alleine das kulturelle Gedächtnis der Zeit. Denn die Baumnymphe hat Unterstützung gefunden in Gestalt der Staatsbibliothek in ihrem Rücken. Das Haus im Berliner Westen und das Haus Unter den Linden halten beide die Bücher, Bilder, Briefe und Nachlässe derer bereit, die in den vergangenen hundert Jahren an der Platane vorbeigegangen sind, sie halten die Erinnerungen wach.



„Überall geht ein frühes Ahnen dem späteren Wissen voraus.“  
(Alexander von Humboldt, Kosmos)

## „ZWISCHEN DEN ZEILEN ...“

### Zur kodikologischen Untersuchung der Amerikanischen Reisetagebücher von Alexander von Humboldt

Julia Bispinck-Roßbacher  
ist Leiterin des Referats Restaurierung  
in der Abteilung Bestandserhaltung  
und Digitalisierung der Staatsbibliothek  
zu Berlin

Der Begriff *Kodikologie* wird eigentlich für die Erfassung und Beschreibung von Handschriften aus dem Mittelalter verwendet. Dabei geht es um die handwerklich-technischen Aspekte der Herstellung, die Verwendung von Beschreibstoffen und Schreibgeräten, etwaigen Buchschmuck sowie um die Provenienz.

Warum nun eine kodikologische Untersuchung an Tagebüchern aus dem 19. Jahrhundert?

Im Zusammenhang mit der Jahrbunderterwerbung der Amerikanischen Reisetagebücher Alexander von Humboldts Ende 2013 ist ein großes Katalogisierungs-, Digi-

talisierungs- und Forschungsprojekt begonnen worden. Unter der Leitung von Prof. Dr. Ottmar Ette beschäftigt sich ein Team von fünf wissenschaftlichen Mitarbeitern an der Universität Potsdam mit verschiedenen Aspekten der inhaltlichen Erschließung. Bei dieser *inhaltlichen* Forschung tauchen heute schon an einigen Stellen Fragen auf, die durch eine genaue Untersuchung der Materialität zumindest teilweise beantwortet werden können. Insbesondere die Forschung zur Genese der Tagebücher kann durch die genaue Betrachtung und Analyse ihrer physischen Form unterstützt werden. Dies betrifft vor allem Fragen zu den Veränderungen, die an den Tagebüchern durch Alexander von

Abbildung oben:  
Die Amerikanischen Reisetagebücher  
Alexander von Humboldts  
(Foto: SBB/Carola Seifert)



Humboldt selbst oder nach seinem Tod durch andere vorgenommen wurden.

Anfang 2014 wurden die Bücher zur ersten Begutachtung des Zustands und zur Prüfung auf Vollständigkeit in die Restaurierungswerkstatt gebracht: Fünf der insgesamt neun Bände sind etwas größer als DIN A5, die anderen vier etwas größer als DIN A4 im Format. Die Tagebücher sind alle in gleicher Art in braunes Schweinsleder gebunden und weisen als einzigen Einbandschmuck Blindlinien an den Deckelkanten, an den Bündeln und am Rücken auf. An den größeren Formaten befinden sich jeweils zwei, an den kleineren Formaten nur jeweils eine Schließe, einige davon sind nur noch fragmentarisch erhalten. Die Buchblöcke bestehen aus unterschiedlich starken Lagen, ähnlich wie einzelne Hefte, die im Format variieren und auf drei bzw. vier Bündel aus Hanf geheftet wurden. Daneben existiert zu jedem Tagebuch eine Mappe, in der einzelne Dokumente, zu einem großen Teil lose, aus dem jeweiligen Tagebuch herausgetrennte Blätter sowie kleine Zettel und andere Beilagen liegen.

Bei der ersten Durchsicht wurde bald deutlich, dass es sich bei den Tagebüchern um ein sehr komplexes Gebilde handelt. Ins Auge fielen herausgeschnittene Blätter, lose kleine Zettel zwischen den Blättern,

die offensichtlich früher verklebt waren und sich gelöst hatten, außerdem Zettel, die keine Klebepunkte zeigen, sowie auf manchen Seiten Klebepunkte, die z. T. Reste von Papierverklebungen aufweisen. Außerdem sind an vielen Stellen im Buchblock noch schmale Fälze von herausgeschnittenen Blättern sichtbar. Die historische Folierung mit Bleistift wurde nicht ganz stringent vollzogen und auch bei der Humboldt selbst zugeschriebenen Paginierung mit Tinte gibt es Lücken, Überschrei-

Verschiedene Heftformate im Tagebuch IV

(Foto: SBB/Carola Seifert)

Hinweis auf herausgeschnittene Blätter im Tagebuch IV

(Foto: SBB/Carola Seifert)





bungen und Änderungen der Reihenfolge. All diese Aspekte werfen unmittelbar Fragen auf:

- Wann und warum sind bestimmte Seiten herausgeschnitten worden?
- Befinden diese sich im anderen Teil des Nachlasses?
- Lässt sich rekonstruieren, an welchen Stellen herausgetrennte Blätter ursprünglich ihren Platz im Buchblock hatten?
- Wann sind die einzelnen Zettel eingeklebt worden?
- Befinden sich Zettel, die offenkundig herausgenommen wurden, möglicherweise im Nachlass?
- Ist eine Zuordnung dieser Zettel möglich?
- Wann und durch wen wurde die Foliierung vorgenommen?

Diese Fragen sind für die textliche und inhaltliche Erschließung der Tagebücher von

großer Bedeutung. Ziel ist es, das Buch gewissermaßen archäologisch zu untersuchen, Fragmente wieder zusammenzufügen wie in einem Puzzlespiel. Zu diesem Zweck ist es beispielweise notwendig, Schnittkanten zu vergleichen, nach Wasserzeichen zu schauen, Papierqualitäten zu untersuchen und zu vergleichen, die Klebepunkte präzise zu erfassen, um Zuordnungen zu ermöglichen. Die unterschiedlichen Heftformate, die Lagenzusammenstellung, die Foliierung und Paginierung, eingefügte Blätter – kurz: das gesamte physische Erscheinungsbild wird erfasst und dokumentiert.

Für die Dokumentation wurde daher eine Excel-Tabelle angelegt, in der möglichst viele der besonderen Merkmale der Bücher verzeichnet werden können, so dass die Architektur der Bücher sichtbar wird. Sie dient zugleich als Arbeitsinstrument für die Zuordnung der verschiedenen Elemente.

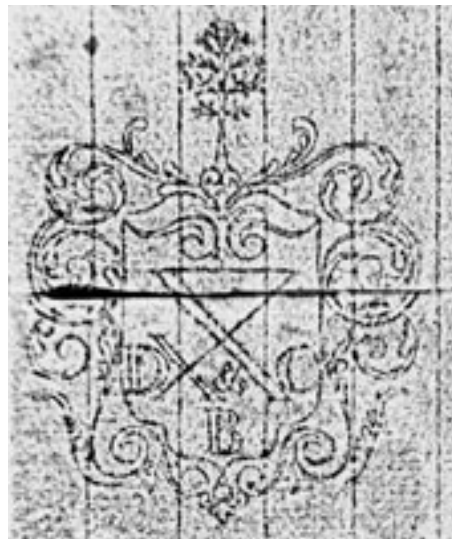
Erfasst wird in der Tabelle jedes einzelne Blatt, seine Position im Lagenschema, die Lage des Heftfadens, die Paginierung, die Foliierung, sowie gegebenenfalls Wasserzeichen, verklebte Zettel, Klebepunkte und ihre Farbe, herausgetrennte Blätter und herausgeschnittene Blattteile. Während die im gebundenen Buch enthaltenen Blätter im linken Bereich der Tabelle erfasst werden, werden alle losen Blätter, die in den dazugehörigen Mappen liegen, parallel im rechten Bereich der Tabelle erfasst. Ein kleiner Ausschnitt aus dem Tagebuch IV, welches aus 21 Lagen mit jeweils zwei bis elf Doppelblättern besteht, zeigt, dass es sich bei fol. 47 um ein später eingefügtes Blatt handelt. Bei der Betrachtung dieser Stelle im Buch ist dies nicht

Ausschnitt aus der Aufstellung zum Tagebuch IV

Lage:	Aufstellung	Bogen:	Folio	recto	verso
F (6)		ganzes Blatt	40	258	259
		ganzes Blatt	41	260	261
		ganzes Blatt	42	245.b	
		ganzes Blatt	43		
		ganzes Blatt	44	262	263
		ganzes Blatt	45	264	265
		ganzes Blatt	46	266	267.a
		ganzes Blatt	47	267.b	267.c
		ganzes Blatt	48	268	269
		ganzes Blatt	49	270	271
		nur Falz	in Mappe		
		ganzes Blatt	51	272	273
		ganzes Blatt	52	274	275
		nur Falz	in Mappe		
		nur Falz	in Mappe		

sofort erkennbar, da die Folierung an dieser Stelle konsistent ist. Ein Blick auf die Paginierung durch Humboldt zeigt jedoch, dass dieses Blatt später eingefügt wurde, da es nachträglich paginiert wurde. So wurde aus Seite 267 die Seite 267.a, das eingefügte Blatt wurde zu den Seiten 267.b und 267.c und im Anschluss geht es weiter in der ersten Ebene mit Seite 268.

Erst durch diese Aufstellung lässt sich die Genese der Tagebücher rekonstruieren. Wie der Datenfilter genutzt werden kann, soll an folgendem Beispiel aufgezeigt werden: In fast allen Mappen befinden sich kleinere Zettel, die zu einem früheren Zeitpunkt wahrscheinlich im Tagebuch verklebt waren, sich später aber offenbar gelöst haben. Mit Hilfe des Datenfilters können heute mit einem Klick alle Seiten angezeigt werden, auf denen einmal etwas verklebt war. Mit einem zweiten Filter kann zusätzlich nach der Farbe des Klebepunktes gesucht werden. Somit lässt sich in kürzester Zeit ermitteln, ob, und wenn ja, auf welcher Seite und an welcher Stelle der lose Zettel ursprünglich aufgeklebt worden war.



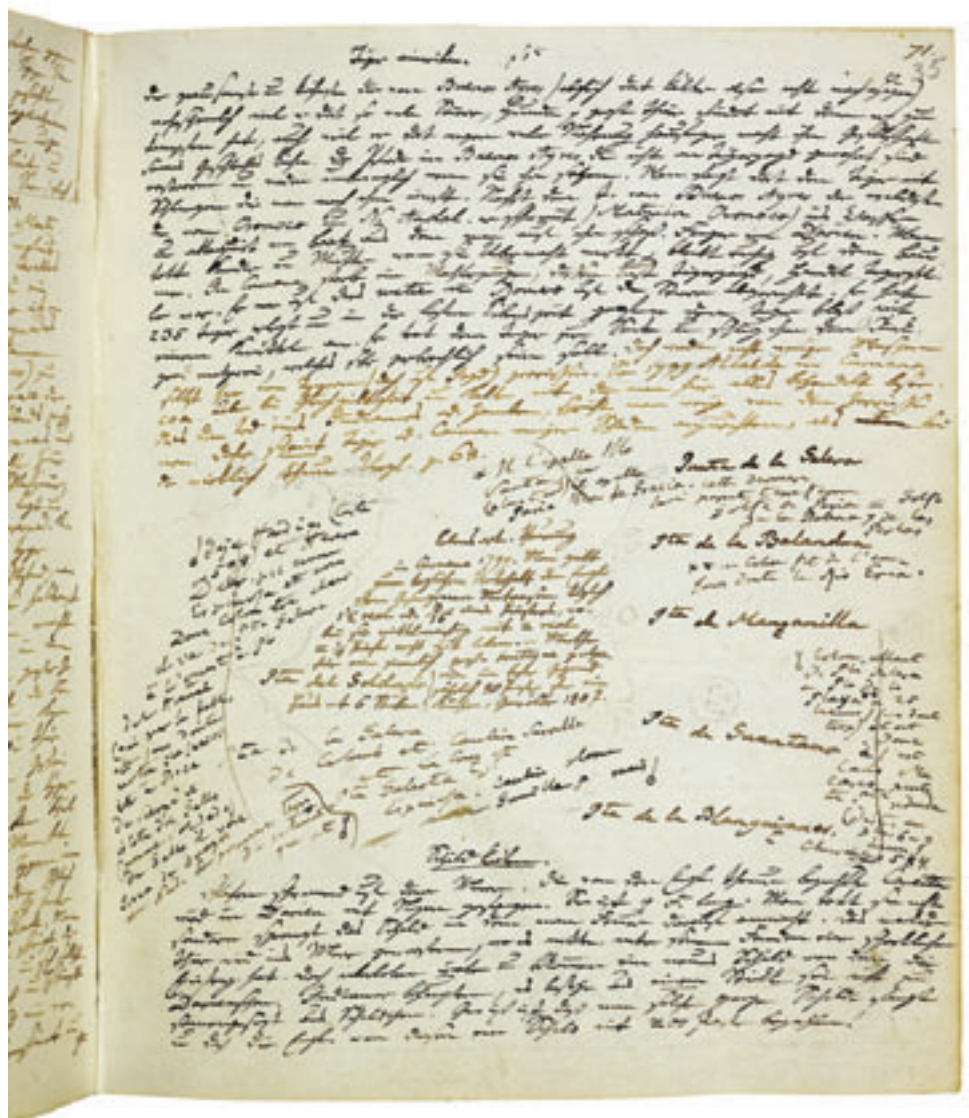
Zusammengefügtes Wasserzeichen, Aufnahme mit der Thermographiekamera  
(Foto: SBB/Hagen Immel)

Tiefergehende materialtechnologische Untersuchungen können die inhaltliche Forschung zusätzlich unterstützen. Zum einen kann eine genauere Untersuchung der Papiere – etwa im Hinblick auf die Struktur oder auf Wasserzeichen – Fragen zur Herstellung und zum Produktionsort beantworten und bei der Zusammenstellung der Lagen helfen. Mehrere lose Seiten aus Tagebuch I konnten erst mithilfe der Sichtbarmachung der Wasserzeichen durch eine Aufnahme mit der Thermographiekamera eindeutig zusammengestellt werden.

Zum anderen hat Humboldt Dinge, die er in seinen Tagebüchern beschrieben hat, später konkretisiert, mitunter sind auch Verweise auf andere Stellen in den Tagebüchern vorhanden. Bestimmte Beschreibungen wurden von ihm herausgehoben oder kommentiert. Oft ist aber aus dem Inhalt allein nicht eindeutig zu erschließen, wann diese Ergänzungen, Kommentare oder Korrekturen erfolgten und ob sie im Zusammenhang mit anderen Schriften Humboldts stehen, z. B. im Zusammenhang mit Schriftstücken, die sich im Nach-

Ein gelöster Zettel konnte anhand des Klebepunktes zugeordnet werden  
(Foto: SBB/Julia Bispinck-Roßbacher)

Verschiedene Eintragungen Alexander von Humboldts, fol. 35r, Tagebuch I  
(Foto: SBB/Christine Kösser)



lass von Humboldt befinden und die möglicherweise aus der selben Zeit stammen. Solche Fragen sind für die Erforschung des Entstehungsprozesses der Schriften von Humboldt und für das Verständnis seiner Arbeitsweise von großer Bedeutung. Eine Analyse der verwendeten Tinten wird hier äußerst hilfreich sein. So ist es mithilfe der Röntgenfluoreszentechnik möglich, eine Art „Fingerabdruck“ der verwendeten Tinte zu erhalten. Durch Multispektralanalysen lassen sich zudem Bilder von Seiten erstellen, die verschiedene Eintragungen in unterschiedlichen Zeitabschnitten getrennt voneinander darstellen.

In dem Forschungsprojekt zu den Humboldt-Tagebüchern geht es nicht nur darum, sich mit diesen selbst zu beschäftigen, sondern auch darum, den Zusammenhang zwischen Nachlass und Tagebüchern zu erschließen. Die materialtechnologischen Untersuchungen werden hierbei ausgesprochen wichtige Ergebnisse liefern können, die entscheidend sind für die Inhaltsanalyse der Texte. Spezialisten für die verschiedenen Untersuchungsbereiche aus der Stiftung und aus kooperierenden Institutionen erarbeiten dazu zurzeit in Zusammenarbeit mit der Restaurierungswerkstatt der Staatsbibliothek ein Konzept.



## DER NACHLASS PAUL LUDWIG UND GERDY TROOSTS IN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Paul Ludwig Troosts (1878–1934) Name ist aufs Engste mit der Repräsentationsarchitektur im Nationalsozialismus verbunden. Als „Erster Architekt des Dritten Reiches“ und Vorgänger des später ungleich bekannteren Albert Speer hat Troost zwischen 1930 und 1934 die ersten repräsentativen Bauten und Interieurs für die Nationalsozialisten entworfen, welche einen enormen Einfluss auf die Architektur im „Dritten Reich“ hatten. Bekannteste Beispiele sind in München das Haus der Kunst (1932–1937) und die Parteibauten am Königsplatz (heute: Hochschule für Musik und Theater sowie Haus der Kulturinstitute).

Troosts Laufbahn als Architekt beginnt 1894, als er eine Lehre in einem Baubüro in seiner Heimatstadt Elberfeld anfängt. Im Herbst 1896 nimmt er ein Architekturstudium an der TH Darmstadt auf, die er aber bereits nach drei Semestern wieder verlässt, um in verschiedenen hessischen Privatateliers mitzuarbeiten. Im März 1900 kommt Troost nach München, wo er zunächst bei dem Jugendstilarchitekten Martin Dülfer mitarbeitet und sich im Juni 1903 selbstständig macht. Wie für einen jungen Architekten üblich, versucht er, sich über Architekturwettbewerbe

zu profilieren, wo er zwar regelmäßig vorzuziehende Plätze belegen kann, jedoch keinen Bauauftrag erhält. Realisieren kann er dagegen vor 1914 einige Villen und Inneneinrichtungen, die formal einem reduzierten Neoklassizismus und geometrischen Jugendstil, ab 1906/07 dem Neohistorismus zuzurechnen sind. Daneben nimmt Troost mit eigenen Raumentwürfen an den großen Kunstgewerbeausstellungen der Zeit teil, beispielsweise 1910 an der Brüsseler Weltausstellung und der „Münchener Ausstellung für Angewandte Kunst“ in Paris oder 1912 an der Bayerischen Gewerbeschau in München. Auf dem Gebiet des anspruchsvollen Interieurs kann sich Troost schnell einen so guten Ruf erarbeiten, dass die in München ansässigen Vereinigten Werkstätten für Kunst im Hand-



Dr. Timo Nüßlein promovierte im Rahmen des DFG-Projekts „Hitlers Architekten“ über das Leben und Werk Paul Ludwig Troosts

Paul Ludwig Troost, um 1914  
(Privatbesitz)



Haus Chillingworth, Nürnberg,  
1906–1909  
(BSB, Ana 325.A.VII.1.23)

Dampfer „München“ – Gesellschafts-  
salon 1. Klasse, 1922–23  
(BSB, Ana 325.A.IV.7.19)

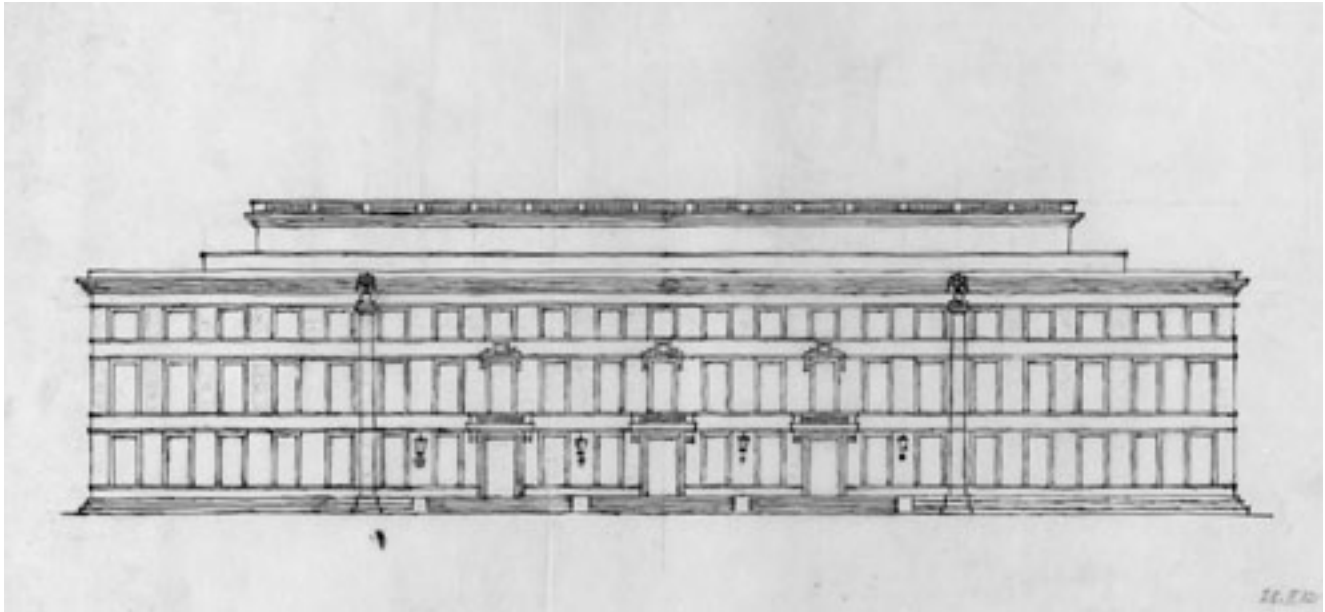
werk auf ihn aufmerksam werden und ihn 1911 als künstlerischen Mitarbeiter engagieren. In der gleichen Funktion verpflichtet ihn im Folgejahr der in Bremen beheimatete Norddeutsche Lloyd für die Innenausstattung seiner Passagierdampfer, die zu jener Zeit Hauptreisemittel zwi-

schen den Kontinenten und nationale Prestigeobjekte sind. In den 18 Jahren seiner Tätigkeit für Lloyd stattet Troost eine Reihe von Schiffen aus, die zu den größten ihrer Zeit gehören und ihn selbst als Schiffsarchitekt gemeinhin bekannt machen. Besondere Aufmerksamkeit erlangt unter den von ihm ausgestatteten Schiffen die *Europa*, die bei ihrer Indienstellung 1930 eines der am aufwendigsten eingerichteten Schiffe ist, das bis dahin in See gestochen ist.

#### TÄTIGKEIT FÜR DIE NATIONALSOZIALISTEN

Im September 1930 macht Troost die Bekanntschaft Hitlers, der sich von ihm die jüngst erworbene Parteizentrale „Braunes Haus“ repräsentativ ausstatten lassen möchte. Da beide Männer sich sympathisch sind und Troosts Entwürfe Hitler gefallen, beginnen die Umbauarbeiten noch im gleichen Herbst. Bereits im Sommer 1931 erhält Troost von Hitler und ande-





ren Nationalsozialisten weitere Aufträge für Einrichtungen und auch Bauten. Nachdem er bis dahin als Architekt der Nationalsozialisten kaum in Erscheinung tritt, ist Troost nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933 als Lieblingsarchitekt Hitlers eine gefragte und einflussreiche Persönlichkeit im Bereich der Kulturpolitik. Seine Spitzenstellung ist allerdings nur von kurzer Dauer, da er bereits am 21. Januar 1934 im Alter von 55 Jahren verstirbt. Seine in Bau befindlichen Projekte werden bis 1937 von seinem Atelier, dem Atelier Troost, vollendet, das von seiner Witwe Gerdy Troost (1904–2003) und seinem langjährigen Mitarbeiter Leonard Gall (1884–1952) weitergeführt wird. Über diese und andere Bauprojekte hinaus wird Gerdy Troost eine der engsten Beraterinnen Hitlers in Kunst- und Kulturfragen, als welche sie zumeist im Hintergrund agiert, aber dank Hitlers Vertrauen einen enormen Einfluss auf kulturpolitische Angelegenheiten, vor allem in München, nehmen kann. Mit Kriegsende wird das Atelier Troost aufgelöst. Während Leonard Gall

nach 1945 praktisch arbeitslos ist, versucht Gerdy Troost sich als Einrichtungsberaterin zu betätigen, kann in der Bundesrepublik beruflich aber nicht wieder Fuß fassen.

#### DER NACHLASS PAUL LUDWIG UND GERDY TROOSTS

Die nahezu ein halbes Jahrhundert umfassende, künstlerische Tätigkeit von Paul Ludwig und Gerdy Troost (1896–1945) hat im heute erhaltenen Nachlass in weiten Teilen Niederschlag gefunden. Der Hauptnachlass befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek, kleinere Teilnachlässe daneben im Bundesarchiv Berlin und Koblenz, im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, in der Library of Congress in Washington D.C., im Wolfsonian Museum in Miami Beach sowie in Privatbesitz.

Die Aufsplitterung des Nachlasses nach 1945 erklärt sich durch seine wechselhafte Überlieferungsgeschichte: In den Jahren 1942/43 wird ein Großteil der Bürounterlagen des Ateliers Troost in den Kellern

*Vorentwurf für einen Parteibau der NSDAP in der Arcisstraße, München, 25. 2. 1932  
(BSB, Ana 325.A.V.9.15)*



des „Braunen Hauses“ und des „Führerbau“ eingelagert und hier nach Kriegsende von der US-Army konfisziert. In der Folge werden diese Materialien nach Amerika überführt und der Library of Congress inkorporiert. Nach ihrer Prüfung wird der überwiegende Teil der Unterlagen 1965 nach Deutschland rückgeführt, wobei sich die Bayerische Staatsbibliothek den größten Teil sichern kann (kleinere Teilbestände gelangen in das Bundesarchiv und zur Bundeswehr). Weitere Unterlagen, die sogenannte „Collection Gerdy Troost“ mit geschäftlichem Schriftgut der Jahre 1934 bis 1945, werden der Staatsbibliothek im November 1991 übergeben. Zurückgehalten werden von der Library of Congress hingegen Unterlagen, die als besonders „heikel“ gelten, wozu etwa Fotoalben von Bauten Troosts, aber auch von anderen Architekten im Nationalsozialismus zählen, die von diesen einst Hitler zum Geschenk gemacht wurden und aus dessen Privatbesitz stammen.

#### DER BESTAND IN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Neben aus den USA rückgeführten Unterlagen kann die Bibliothek zwischen 1984 und 1998 auch solche von Gerdy Troost selbst erwerben. Hierbei handelt es sich überwiegend um privates und geschäftliches Schriftgut aus der Zeit vor 1930, das Gerdy Troost gegen Kriegsende auf dem Gelände der Nymphenburger Porzellanmanufaktur in München einlagern ließ und so über die Nachkriegswirren hinaus – zumindest in weiten Teilen – retten konnte. Im Alter hat die Troost-Witwe dann aus finanziellen Gründen Teile des bei ihr verbliebenen Nachlasses veräußert, an die Bayerische Staatsbibliothek oder auch –

insbesondere Hitleriana oder andere in Sammlerkreisen gefragte Realien – an Privatpersonen. Ein eher klein einzuschätzender Teil des Nachlasses ist auf diese Weise abhanden gekommen und somit heute für die Wissenschaft nicht fassbar.

Der jüngste Neuzugang der Bayerischen Staatsbibliothek ist schließlich ein Konvolut historisch bedeutender Entwürfe, die vermutlich aus dem einstigen Konfiskationsgut der US-Amerikaner stammen und Ende 2012 in einem englischen Auktionshaus erworben werden konnten.

Der in der Bibliothek verwahrte Hauptbestand des Nachlasses Troost wurde im Rahmen der Dissertation des Autors in den Jahren 2006 bis 2008 erstmals vollständig gesichtet, die bis dahin nicht erfassten Baupläne und Zeichnungen wurden anschließend inventarisiert. Dabei wurde eine Neugliederung in zwei Teile vorgenommen:

- Abteilung A: Pläne und Fotos, die mehr oder minder umfangreiche Plankonvolute zu den über 150 architektonischen Arbeiten Troosts sowie des Ateliers Troost enthält.
- Abteilung B: Schriftgut ab 1896, das erst teilweise inventarisiert ist.

Die Abteilung A ist nach chronologischen und sachlichen Gesichtspunkten untergliedert in *Entwürfe für Räume und Einzeilmöbel bis 1930*, *Entwürfe für Bauten und Bauprojekte bis 1930*, *Entwürfe für Dampfeinrichtungen sowie Entwürfe für die Nationalsozialisten 1930–1945*. Neben jenen Plänen in Mappen (in der Regel sind die originalen Planmappen erhalten) zählen zu diesem Bestand außerdem noch großformatige

Pläne, zumeist für Bauprojekte des Ateliers Troost von Ende der 1930er/Anfang der 1940er Jahre, die bei Kriegsende in Rollen eingedreht wurden. In den Rollen befinden sich auch etliche Entwürfe anderer Architekten des „Dritten Reiches“, bei denen unklar ist, wie sie unter die Troost-Materialien gelangt sind. Zuletzt zählen zur Abteilung A auch Fotos von Bauten, Bau-modellen, Innenräumen und Einzelmöbeln von Troost bzw. dem Atelier Troost. Daneben enthält der fotografische Teil auch eine Fotomappe der 1933 bis 1935 neu eingerichteten Reichskanzlei in Berlin sowie weitere zwei Geschenkmappen mit etwa 70 Aufnahmen von Arbeiten Troosts. Die Mappen hat Gerdy Troost nach dem Tod ihres Mannes in kleiner Serie in Auftrag gegeben und im „Dritten Reich“ für Geschenkzwecke verwendet. Die Abteilung B enthält unterschiedlichstes Schriftgut, Rechnungen, private und geschäftliche Korrespondenzen sowie mehrere Tage- und Notizbücher Troosts, zumeist aus den 1920er und frühen 1930er Jahren. Neben

ihnen sind insbesondere die Schriftwechsel Gerdy Troosts mit den verschiedenen Parteidienststellen und Reichsbehörden in den 1930er und 1940er Jahren von besonderem historischen Interesse; von kunsthistorischer Bedeutung hingegen die Briefwechsel Troosts mit den Direktoren des Norddeutschen Lloyds und den mit ihm zusammenarbeitenden Künstlern und Betrieben.

#### FAZIT

Der gemeinsame Nachlass von Paul Ludwig und Gerdy Troost ist nicht nur für künftige Untersuchungen zur Tätigkeit der beiden Troosts selbst von wissenschaftlichem Interesse, sondern allgemein für historische und kunsthistorische Studien zu Kunst, Kunsthandwerk und Architektur zwischen 1900 und 1945. Von großem Gewinn wird der Nachlass Troost im Besonderen für künftige Forschungen zur Architektur- und Kunsthandwerksszene Münchens sein.

## ZUR UMSCHLAGABBILDUNG

Das Titelbild zeigt mehrere autographe Stimmen aus Luigi Nonos „Varianti. Musica per violino solo, archi e legni“ aus dem Jahr 1957. Dieses Autograph ist Teil des Nono-Bestandes, der mit der Erwerbung des historischen Archivs des Verlags Schott, Mainz, im Jahr 2014 von einem Konsortium unter Leitung der beiden Staatsbibliotheken in Berlin und München durch großzügige Unterstützung von Förderern und Stiftungen für Berlin erworben werden konnte.



## „RUIN AM MEER – EROSION STATT ABSTRAKTION“

Das Großrelief „Panta rhei“ von Bernhard Heiliger (1962)  
in der Staatsbibliothek zu Berlin



Dr. Heinrich Jennes  
arbeitet als Architekt und Autor in  
Berlin.

Das Relief wurde 1962/63 von Bernhard Heiliger entweder aus freien Stücken oder möglicherweise als Auftragsarbeit angefertigt und für die Deutsche Botschaft in Paris in Bronze gegossen. Es war von Heiliger nicht in Ton angelegt worden, dem üblichen, vorwiegend antragenden Verfahren, sondern in Gips, einem vorwiegend abtragenden Verfahren, das eher auf Sägen, Raspeln, Schmirgeln basiert und insofern einer natürlichen geologischen Abrasion ähnelt. Nicht ohne auch diesen Grund zitiert der Titel des Reliefs den berühmten Ausspruch des Griechen Heraklit: „Alles fließt“, allerdings weniger mit seiner be-

rühmten Konsequenz: Du kannst nicht zweimal in denselben Fluss steigen, als vielmehr mit der Konsequenz: Alles nagt am Material.

Um im Anschluss an den Bronzeabguss das Gipsoriginal wiederherzustellen – für den Guss war es in mehr als zwanzig Tafeln zersägt worden – und um es 1964 für die „documenta III“ ausstellungsfähig zu machen, überarbeitete Heiliger das 375 x 648 cm große Relief und überzog seinen weißen Gips zuletzt mit einer erdfarbenen, dunkel- und hellbraun-weißlichen Patina.

*Panta rhei, alles Feste befindet sich  
auf dem Weg zur Auflösung*



1969 schenkte Heiliger es der Neuen Nationalgalerie, die es 1984 im Foyer der Staatsbibliothek, Potsdamer Straße, aufstellte. Die Formensprache des Fußbodens dieses gigantischen Foyers stimmt farblich und formal einfach unwiderstehlich gut zu der des Reliefs: 1973 hatte auf Veranlassung des Architekten Hans Scharoun der Bildhauer Erich F. Reuter mit einer deutlich geologischen Intention die 6.800 qm des Erdgeschosses entworfen: unregelmäßig gerichtete Felder aus verschiedenen Naturstein-Fliesen aus Schiefer und polaren Quarziten mit rau belassenen Oberflächen werden weitläufig durchzogen von wenigen schmalen, schnurgeraden, sich kreuzenden Adern aus weißem Carrara-Marmor.

\*\*\*

„Panta rhei“, alles fließt, doch was wir sehen ist das, was nach allem Fließen fest geblieben ist und nicht lange noch bleiben wird. Wir sehen die Spuren des Fließens, die Erosion durch Luft und Wasser, die am Ende alles zermahlen wird.

Um das Relief zu verstehen, sollten wir es als Liegendes betrachten. Seine „Boden“-Platte verdickt sich leicht nach unten. Nach dorthin also steigt ein „Gelände“ an und lässt seine Trümmer im angespülten Sand verschwinden. Wir befinden uns auf einem dem Strand vorgelagerten Küstenstreifen, der dem ständigen Wechsel von Wasserzufuhr und Trocknung ausgesetzt ist, auf der „Schnorre“, deren Neigung gewöhnlich mit drei Prozent angegeben wird, was im Fall des Reliefs ziemlich genau zutreffen dürfte. Wegen ihrer tonigen Oberflächenstruktur könnte die Ebene sogar ein Watt darstellen, dessen Mineralien besonders fein und reaktionsschnell arbeiten (Sorptionsvermögen).



Spuren eines Brandungsgeschehens, Schleifspuren, Klüfte, Karren, Rillen, Risse, Hohlkehlen



In und auf dem nahezu ebenmäßigen viskosen Boden lagern feste Strukturen, deren Schicksal das vollständige Verschwinden sein wird. Besonders handelt es sich um einige flache, spitze Dreiecksstücke, die einstmals eine gemeinsame Plattform gebildet haben werden und nun auseinandergebrochen und inzwischen gegeneinander verschoben daliegen. Ihre Dimension bleibt unklar. Es könnte sich um gewaltige Stahlbetonebenen handeln, um Bestandteile einstiger Hafen- oder Bunkeranlagen, um

Löcher von ausgewaschenen (weicheren) Gerölleinschlüssen



*Mächtige Bruchkanten*

abgeschliffenes Gletschergeröll, um Bankungen, dickplattige Absonderungen von Erstarrungs- und Ergussgesteinen oder um eine durch deutliche Grenzflächen gekennzeichnete Untergliederung von Sedimentgesteinen in Schichtpaketen, um Verwitterungsrinden oder Karstgestein eines nahen Kliffs, um Krustenstücke aus getrocknetem und gehärtetem Bodenmaterial oder so-

*Aufragender Turm mit rückwärts einliegender Schwelle und ausgekolktem Boden*



gar bloß um relativ kurzlebige Eisschollen. Jedenfalls sind sie seit langem der Luft und den Gezeiten ausgesetzt, zeigen Spuren des Brandungsgeschehens, Schleifspuren auf ihren Oberseiten, Klüfte, Kluftscharen, Karren (Stege), Rillen und Risse, ausgespülte Hohlkehlen an den schmalen Randseiten. Und weil die im Stein verbackenen Gerölle mitunter weicher als ihr Bindemittel sind, entstanden Löcher an ihrer Oberfläche.

Durch den ausdauernden Angriff der Brecher werden die Platten zunehmend unterminiert, Überhänge brechen ab, der Schutt wird zerkleinert und liefert neuen Schmirgel, um die Abrasionskraft des Wassers noch zu potenzieren. Auch der Wind wird zu Zeiten der Ebbe mitunter kräftig ab- und ausgeblasen haben, sodass Boden und Formation nahezu die gleiche Farbe zeigen und gleiches Material, lediglich hier noch fest und dort schon gelöst und ausgebreitet zum Sediment.

Manche Spitzen der Dreiecke sind abgebrochen und liegen weggeschwemmt von ihren Rumpfssegmenten. Im Zentrum des Reliefs lässt sich sogar ein Bruchvorgang noch erahnen, dass er weniger auf eine allmählich schwächende Aushöhlung, als vielmehr auf eine mechanische, gewaltsame Ursache zurückgeht: Die Kantenfläche einer mächtigen Platte wird bei der letzten besonders stürmischen Flut auf eines der Dreiecksstücke geschleudert worden sein, hat dessen Spitze glatt durchtrennt und das Rumpfstück (nach unten) strandwärts gesprengt. Noch ist der Bodenabdruck der tranchierenden Kantenfläche gut sichtbar, und ebenso die Spur ihres Fortkommens: Denn die schmale Kopfseite des Abdrucks, dort wo die schneidende Kante



am tiefsten eingedrungen war, ist frisch gekerbt und leicht aufgestülpt von der Drehung der vermutlich gleich weiter gerissenen Geröllplatte. An dieser Stelle im Boden, an dieser Schnittkante, gewinnt der Betrachter auch den einzigen Einblick in die dichte tonig-lehmige, schwartige Konsistenz des Bodens.

Still, gewaltig und einsam liegen die gebrochenen und angenagten Segmente brach. In ihren weiten Zwischenräumen ragen aus tieferer Schicht und verschiedener Struktur vereinzelt turmartig verbliebene, jetzt zu gewaltiger Knochenform stromlinig geschliffene Reste auf oder liegen flach im Boden, wo sie allein nur als lineare Schwellen noch kenntlich sind, vor denen die Strömung regelmäßig Wirbel erzeugt und den Boden ausgekolkt hat.

Noch viele weitere nichtgelöste Trümmer von unbekannter Beschaffenheit werden konserviert im Boden liegen und uns wenigstens indirekt einen Hinweis geben über die Art und Ausdehnung des Ganzen.

Manche Stellen des Reliefs lassen den Menschen als den Erzeuger der Trümmerteile vermuten, immer dann, wenn wir den Eindruck gewinnen, dass die dreieckigen Plattensegmente einer Serienproduktion entstammen könnten (ähnliche Stärke, Größe, Konsistenz) oder immer dort, wo wir auf geometrische oder stabförmige Elemente stoßen und sie als gerade Kanten oder Armierungseisen identifizieren wollen.

Oben links finden wir eine horizontale Reihe von drei kleinen Kegeln, rechts unten zur Mitte hin eine Reihe von zwei vertikal übereinanderstehenden. Beide Kegelreihen bilden Geraden, die genau im



rechten Winkel zueinander stehen, dem auch das Rechteck der Reliefplatte folgt. Was da also im Boden steckt, wird einst eine weitläufige Anlage gewesen sein, von deren Struktur und Plan allein noch einige Stützenfüße die Vorstellung geben.

Das Wasser spielt in dieser Darstellung die Rolle des abwesenden Natursubjekts: Der stete Tropfen höhlt den Stein. Mit seinem „Alles fließt“ arbeitet es aber nicht nur gegen die menschliche Erwartung einer dauerhaften und vor allem widerstandsfähigen Struktur, als vielmehr schon gegen die bloße Unterscheidung von menschlich aufbauendem Werk, Zerstörungswerk,

*Stabförmige, geometrische oder regelmäßige Elemente weisen auf ihr Zustandekommen durch den Menschen.*



Zerstörung, Auflösung, universellem Naturgeschehen: Die Erosion macht alles gleich. Dies ist die beschönigende, die Konstrukteure und Techniker aus ihrer Verantwortung entlassende, entlastende Frohe Botschaft des Reliefs.

Die Kritiker aus der Entstehungszeit des Reliefs, 1962–1963, werden diese Entlastung verspürt haben. Sie nehmen den optimistischen Impuls gerne auf, mühen sich aber, ihn der damals beliebten Formel von der „Abstraktion“ zugute kommen zu lassen: „Aus einer rauhen und unebenen Wand drängen zwei mächtige eckige Formen, gleichsam von unterirdischen Kräften getrieben, hervor. Sie entringen sich der Materie in einer Art Geburtsvorgang, den Grund sprengend, Bausteinen für eine zweite Wand gleich. Die Verselbständigung und Ablösung verkünden Eisenstäbe, welche in kurvigem Schwung vom Boden aufsteigen und die in sich kontrastierten Hauptelemente untereinander verbinden. ‚Panta rhei‘- eine vordem kompakt verschlossene Masse bricht auf, ihr Inneres wird bloßgelegt, so dass interne und externe Energien zusammenwirken können: „Alles fließt“. Der Künstler selbst ist wenigstens etwas zurückhaltender und allgemeiner: „Schwebende, völlig freie Formelemente“ und „Stäbe, die von der Fläche ab in den Raum schwingen“ (Salzmann 170). Die Autoren sprechen an keiner Stelle von der offensichtlichen Düsternis und Zerstörung in allem Geschilderten. Sie lassen das „Alles fließt“ nur euphorisch das Entstehen meinen, aberwitzig eine Geburt, während, im Gegenteil, das Relief nur vom Vergehen handelt. Hier baut sich nämlich nichts auf, sondern nur ab, und sobald sich hier etwas bewegen sollte, dann nur abwärts, denn es kann nur der Gravitation folgen und ver-

sinken. Entsprechend fehlt selbstverständlich alle Rede vom erodierenden Wasser, dessen Strömung überall seine charakteristischen Spuren hinterlässt, das hier an den Formen genagt und dort den Boden angeschwemmt hat und an keiner einzigen Stelle seine Fähigkeit zum Wachstum, geschweige denn zur Grundlage eines pflanzlichen Wachstums erkennen lässt.

Vor lauter Abstraktionswut wagen es die damaligen Kommentatoren nicht einmal, das vertikal gehängte Relief als den horizontalen Zustand einer Bodenoberfläche zu erkennen, geschweige denn als eine Abrasionsplattform! Verdrängt wird der Blick auf Details und auf genaue, aus stofflichen Erfahrungen geschöpfte Erklärungen der Form. Solche Details und solche Erklärungen wären selbstverständlich nicht Alles, was der Kritiker beizubringen hätte, doch sie verschafften den Formen, vor allem dem Formgeschehen seine Plausibilität, die immerhin die empirisch-ratio-nale Seite der Kunst bildete. Erst aufgrund dieser Basis, von ihr materiell und formal vermittelt, gründet die Kunst ihre Verfremdungen, nähert sie das Different – Stahlbeton, Karstgestein, Eisscholle – differenzierend einander an und spannt es in einen anderen, eigenen Kontext. Und nicht weniger vermag es nur die Kunst, jenseits der naturalistischen Empirie kontrastierende Schichten übereinanderzulegen, die Fragmentschicht, die Bodenschicht, die Schicht der fast gänzlich versunkenen Teile und schließlich das Raster des tragenden Rahmens, als läge dort unten, fast gänzlich verborgen, eine noch viel gewaltigere, jetzt seitens der Kunst bereitgestellte und vor allem, eine immer noch bereite, intakte Struktur, dies das Unheimlichste an diesem Bildnis.

## BIBLIOTHEKSBAU(T)RÄUME 1827–1955

### Pläne, Projekte, Perspektiven der Bayerischen Staatsbibliothek

Das Haus der Bayerischen Staatsbibliothek an der Ludwigstraße wurde vor fast 175 Jahren bezogen. Es war nach dem Willen seines Bauherrn, König Ludwig I. (regierte 1825–1848), für den Bedarf von Jahrhunderten bemessen. Doch selbst der weit-sichtigste Monarch kann nicht in die Zukunft blicken. So wird immer wieder für einen – auch im digitalen Zeitalter – wachsenden Buchbestand und seine Leser entweder gebaut oder geplant. Um diese Planungen und Projekte soll es im Folgenden gehen – allerdings um solche, die lediglich auf dem Papier Bestand hatten.

Desolater Stellplatzmangel am damaligen Bibliotheksstandort, dem Jesuitenkolleg in der Neuhauser Straße, begründete zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Geschichte des heutigen Gebäudes: Angesichts der völlig unzureichenden Unterbringung der Bücherflut aus der Säkularisation und der Zusammenführung der Mannheimer mit der Münchner Hofbibliothek forderten die verantwortlichen Bibliothekare eine völlige Neukonzeption.

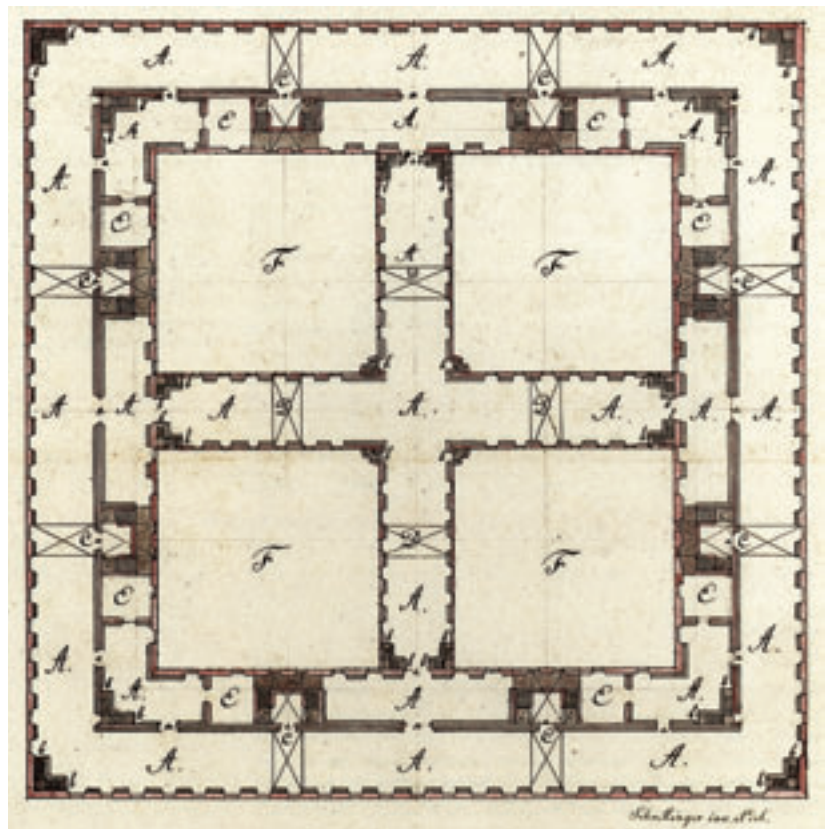
Ludwig I. beschloss, für die Bedürfnisse der Bücher- und Urkundensammlungen des Staates ein eigenes Haus zu errichten. In seinem Auftrag erhob Unterbibliothekar Martin Schrettinger (1772–1851) den erforderlichen Raumbedarf. Dabei schöpfte der „Begründer der Bibliothekswissenschaft“ aus seiner langjährigen Praxis sowie

architekturtheoretischen Traditionen des Bibliotheksbaus. Sein Grundrisschema zeigt eine zum Quadrat angeordnete Vierflügelanlage mit weitem Innenhof, den ein Kreuzflügel in vier kleinere Lichthöfe unterteilt. Im Schnittpunkt der sich kreuzenden Arme war der Lesesaal gedacht, Buchstellflächen und Verwaltungsräume sollten im umlaufenden Viereck unterkommen.

Auf den nach bibliothekarischen Gesichtspunkten idealen Entwurf Schrettingers ging Ludwig I. jedoch nicht weiter ein. Stattdes-

Annemarie Kaindl  
ist Mitarbeiterin der Abteilung  
Benutzungsdienste der Bayerischen  
Staatsbibliothek

*Idealgrundriss für den Neubau eines  
Archiv- und Bibliotheksgebäudes,  
undatiert  
(BSB, Schrettingeriana 8)*





Friedrich von Gärtner: Perspektivische Ansicht des geplanten Bibliotheksgebäudes am Königsplatz, 1828 (BSB, Cod.icon. 210(1))

sen erteilte er 1827 dem Münchner Architekturprofessor Friedrich von Gärtner (1791–1847) mit dem Bau des Bibliotheks- und Archivgebäudes dessen ersten Großauftrag.

Als Standort für das Bauwerk fasste der Monarch zunächst ein Grundstück an der Südwestecke des Königsplatzes ins Auge.

Das Areal bestand aus einem schmalen Streifen gegenüber der Glyptothek und einem zweiten, angrenzenden Grundstück an der Luisenstraße. Von Gärtner entwarf hierfür außer einem ebenerdigen Flachbau mit überhöhtem Eingangstrakt in Gestalt eines korinthischen Tempelportikus den im rechten Winkel anschließenden Sammlungsbau im Rundbogenstil.

Die notwendige Aufteilung des Vorhabens auf mehrere Baukörper erwies sich im Hinblick auf eine praktikable Nutzung jedoch als ungeeignet. Schließlich gab Ludwig I. den Standort auf und wählte einen Bauplatz an der zu seinen Ehren neu errichteten Magistrale, der Ludwigstraße. Nach Plänen von Gärtners wurde nun auf rechteckigem Grundriss in den Jahren 1832 bis

1843 für Hofbibliothek und Reichsarchiv eine monumentale Fünfzügelanlage mit zwei Innenhöfen errichtet.

Trotz seiner enormen Ausdehnung zeigte sich Ende des 19. Jahrhunderts, dass sogar dieses Gebäude den Anforderungen an eine moderne Gebrauchsbibliothek und den Zuwachsraten des wissenschaftlichen Buchmarktes nicht mehr gewachsen war. Die Aufstellung nach dem Saalprinzip, bei dem die Bücher dekorativ in geschosshohen Wandrepositorien mit Zwischengalerien untergebracht waren, zeigte sich als ineffektiv: sie ließ die Raummitte ungenutzt.

Alle Notbehelfe und Provisorien konnten das Platzproblem auf längere Sicht nicht lösen. Daher stellten Ministerium, Bibliotheksleitung und Landbauamt verschiedene Überlegungen zur Behebung der räumlichen Misere an: Diskutiert wurden etwa die Ausgliederung des Reichsarchivs, die Umgestaltung des Gärtnerbaus, die Überbauung der Innenhöfe oder ein Erweiterungstrakt Richtung Osten. Für den Lesesaal entwickelte man 1897 unter anderem die Idee eines Einbaus in den nörd-

Abbildungen S. 45, oben:  
Projekt zum Bau eines Lesesaals,  
1897: Ansicht, Schnitt, Grundrisse des  
Erd- und Obergeschosses  
(BSB, Bildarchiv)

unten:  
Plan zur Erweiterung durch Um- und  
Neubau von Büchermagazinen, 1917  
(Bayerisches Hauptstaatsarchiv,  
Generaldirektion der Bayerischen  
Staatlichen Bibliotheken 99)

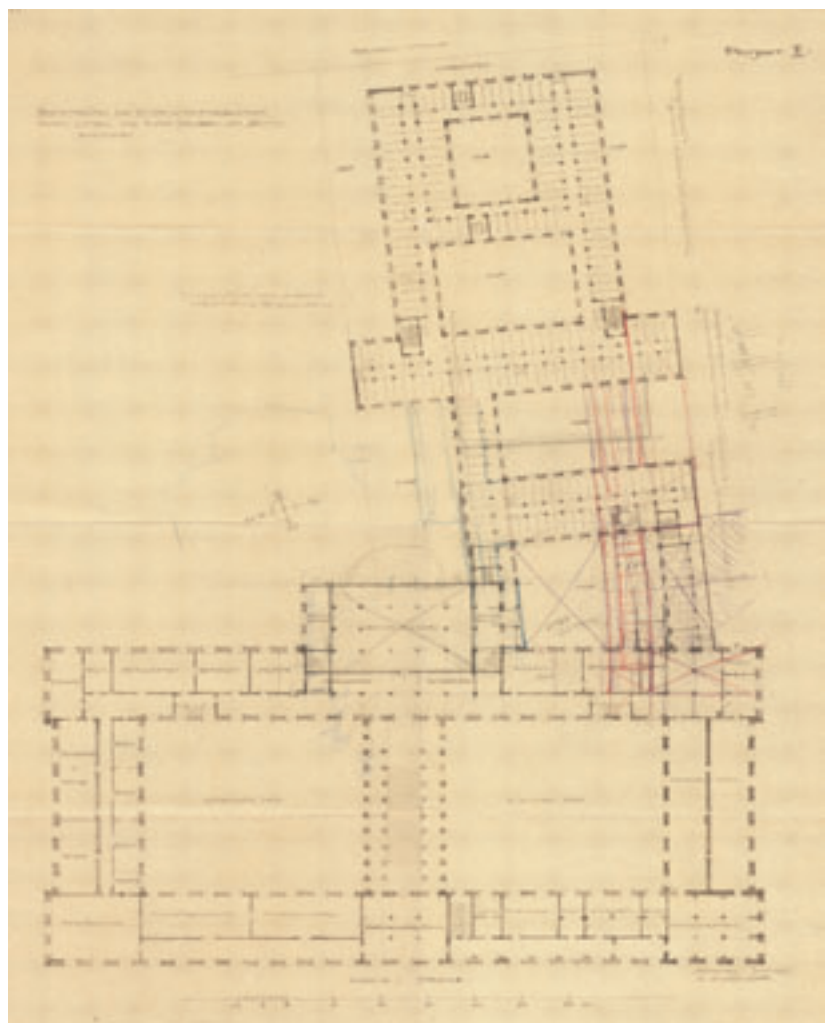
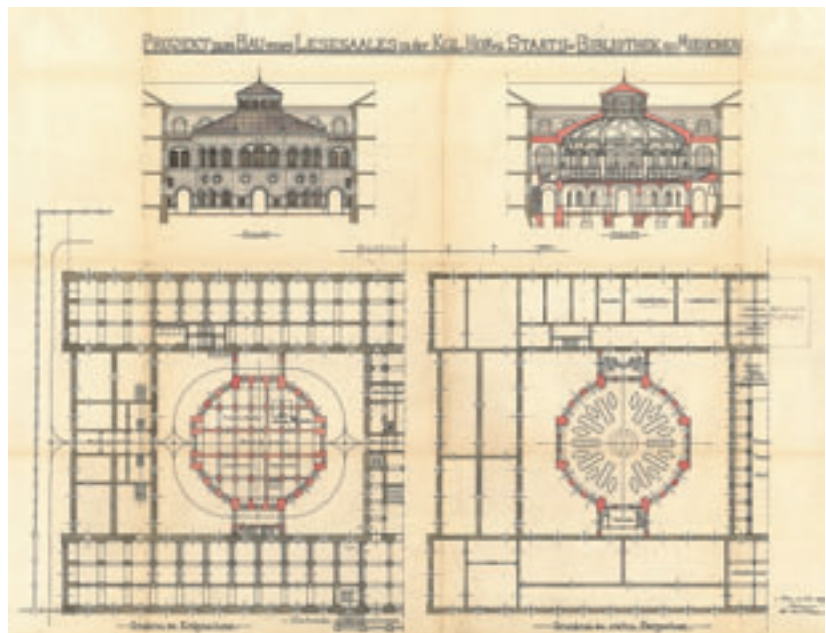


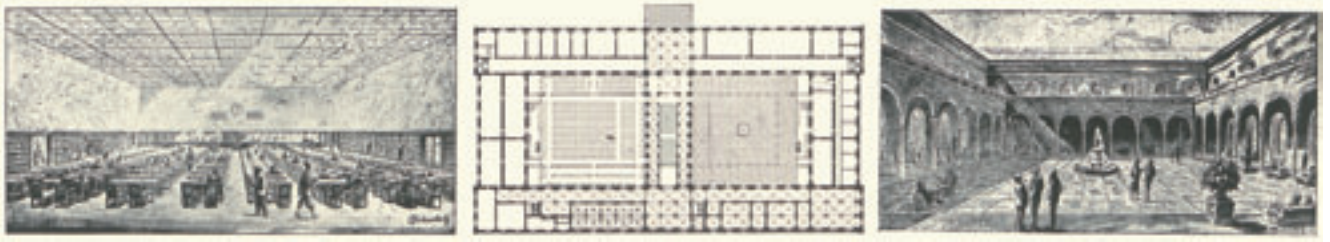
lichen Hof. Der Entwurf zeigt einen repräsentativen Rundbau mit kuppelgewölbtem Lesesaal von 15 Metern Durchmesser und radial angeordneten Arbeitsplätzen. Der Wissenstempel sucht seine Vorbilder in der Bibliothek des British Museums in London und der Library of Congress in Washington.

Doch auch diese reizvolle Vision verblieb im Reich der Phantasie: Die Kosten standen in keinem Verhältnis zum erwarteten Platzgewinn. 1902 realisierte allerdings Direktor Georg von Laubmann (1882 bis 1909 im Amt) durch Umbaumaßnahmen die Verdoppelung des bestehenden Lesesaals im Ostflügel.

1918 hatte das Ministerium zusätzliche Mittel für einen Erweiterungsbau bewilligt, vorausgegangen war der Ankauf der östlich des Bibliotheksgebäudes gelegenen Grundstücke. Ein bereits vorliegender Plan sah einen damals weit überdimensionierten, zum alten Gebäude leicht schräg gestellten Komplex um vier Innenhöfe vor. Die Magazinkapazitäten für mehrere Millionen Bände und die Archivbestände sollten bis zur Kaulbachstraße reichen.

Alle Ausbau- und Modernisierungspläne fielen 1925 den Finanznöten der Zwischenkriegszeit zum Opfer. Der laufende Betrieb war bei eklatanter Raumnot und Baumängeln immer weniger aufrecht zu erhalten. Anfang der Dreißigerjahre versuchte Generaldirektor Georg Reismüller (1929–1935 im Amt), zusammen mit dem Architekten Peter Birkenholz (1876–1961) Mittel für eine Verdichtung der Fläche zu akquirieren: Ziel war die immer wieder beschworene Utopie einer Überbauung beider Innenhöfe. Auf vier Ebenen sollten

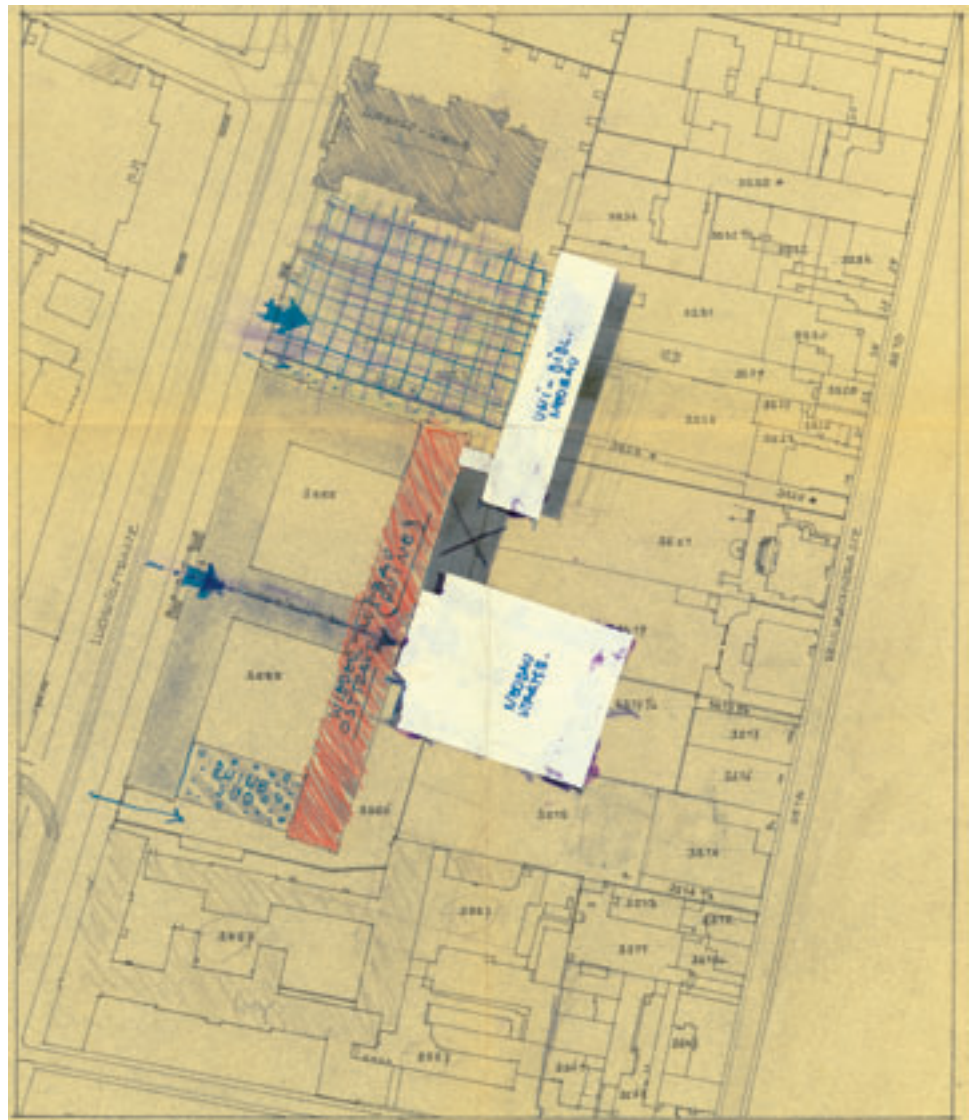




Georg Reismüller: *A great library in danger*, München 1932;  
links: Entwurf eines Lesesaals im Nordhof, Mitte: Grundriss des Obergeschosses, rechts: Spazierhof über dem Südhof

im Unter- und im Erdgeschoss Buchstellflächen mit einem Fassungsvermögen von 3,2 Millionen Bänden entstehen. Im Nordhof war darüber der Hauptlesesaal mit 300 Plätzen geplant. Der Bibliotheks-

(t)raum einer Dachterrasse mit Laubengang über den Magazineinbauten im südlichen Innenhof zerplatze an der Realität: Weitsichtig ließ Reismüller 1933/1935 eine selbsttragende Magazinanlage mit zwölf



Lageplan des Geländes der Bayerischen Staatsbibliothek, Anfang der Fünfzigerjahre (BSB, Bildarchiv)

Regalgeschossen aus Stahl in den Nordflügel einbauen. Daher überstand dieser Seitentrakt als einziger nahezu unbeschadet den Zweiten Weltkrieg.

Nachdem die übrigen Flügel weitgehend zur Ruine geworden waren, ergab sich im Zuge des Wiederaufbaus neuer Gestaltungsspielraum. Fast ein Jahrzehnt beherrschte die umstrittene Idee die Debatte, die ebenfalls zerstörten Räume der Universitätsbibliothek mit der Staatsbibliothek in einem Gebäude zusammenzulegen. Generaldirektor Gustav Hofmann (1948 bis 1966 im Amt) schlug vor, die noch stehenden Umfassungswänden des Ostflügels abzureißen, seine Grundfläche zu verbreitern und den Trakt aufzustocken. Allerdings forderten denkmalpflegerische Einwände die äußere Rekonstruktion des Gärtnerbaus. Schließlich führten Gegenargumente seitens der Universität zu Überlegungen, stattdessen zwei Nebengebäude zu errichten.

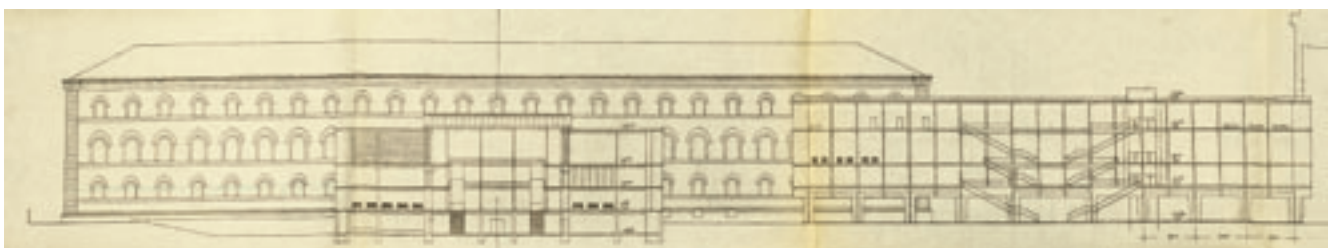
Der mehrfach überarbeitete Lageplan (Abbildung S. 46 unten) zeigt das beabsichtigte Bauensemble: Zunächst neben der Ludwigskirche den Anbau für die Universitätsbibliothek. Er sollte in möglichst großer Nähe zur Hochschule auf der gegenüberliegenden Seite der Ludwigstraße entstehen. Der Querriegel verlief, von der Straße zurückgenommen, ein paar Fensterachsen parallel zum Ostbau, mit dem er durch

einen Gang verbunden war. Den Erweiterungstrakt für die Staatsbibliothek hingegen hatten die Planer in gerader Verlängerung der Mittelachse an den Ostflügel gesetzt. Beide Neubauten waren in bewusstem Kontrast zum bestehenden Baukörper als moderne Glas-Stahlkonstruktion konzipiert.

Erst 1956 wendete sich das Blatt für die Neugestaltung. Das Ministerium hatte die Zusammenlegung beider Bibliotheken endgültig ad acta gelegt. Die Architektengruppe Hans Döllgast, Sep Ruf und Helmut Kirsten entwickelte in der Folge einen Annex einzig für die Erfordernisse der Staatsbibliothek. Es wurde ein Stahlbetonskelettbau mit Glasfassade realisiert, der denkmal-schutzhalber aus der Zentralachse verschoben mittig an die Südhälfte des Gartenflügels angebunden ist.

Die Bayerische Staatsbibliothek zeigt von 1. April bis 18. September 2015 in einer Kabinettausstellung im Flurbereich zum Lesesaal Musik, Karten und Bilder eine Auswahl geplanter, aber nicht umgesetzter historischer Bauentwürfe. Die Exponate umfassen Zeichnungen und Pläne, Porträts der beteiligten Architekten und ihrer Auftraggeber. Sie werfen Schlaglichter auf weit über ein Jahrhundert Planungs- und Baugeschichte und reflektieren darin zugleich die Herausforderungen der Gegenwart.

*Ostflügel mit geplanten Anbauten für die Bayerische Staatsbibliothek (Mitte) und die Universitätsbibliothek (rechts) (BSB, Bildarchiv)*







Ursula Flache, Fachreferentin für Japan, präsentiert historische ostasiatische Drucke, die bestandserhaltender Patenschaften bedürfen.



Die Festrede über „Texte, Bilder und Personen: Der Islam als ‚Religion des Buches‘“ hielt Professorin Dr. Gudrun Krämer, Leiterin des Instituts für Islamwissenschaft der Freien Universität Berlin.



Professorin Gudrun Krämer und André Schmitz

## JAHRESEMPFANG 2015

### der Generaldirektorin und des Vorsitzenden der Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin

Fotos: Carola Seifert / Hagen Immel



Anne Bein, vormals Mitglied der Geschäftsleitung der Firma Swets Deutschland, im Gespräch mit Ashot Smbatyan, interimistischem Geschäftsträger in der Funktion des Botschafters der Republik Armenien in Deutschland. Im Hintergrund präsentiert der Verleger Arnoud de Kemp den Prospekt des Freundes- und Fördervereins, dem er am Abend des Jahresempfangs beiträgt.



Lebhaftes Interesse galt den in Vitrinen ausgestellten Stücken aus den Beständen der Staatsbibliothek





André Schmitz und Dr. Hermann Rudolph, Herausgeber des „Tagesspiegel“



Mit Gästen bestens gefüllt: das Foyer der Bibliothek



André Schmitz, soeben zum neuen Vorsitzenden des Vorstandes des Freundes- und Fördervereins „Freunde der Staatsbibliothek e.V.“ gewählt; Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin der Staatsbibliothek; Dietmar Schwarz, Intendant der Deutschen Oper Berlin



Dipl.-Ing. Catherine Toulouse (Lengyel Toulouse Architekten) und Prof. Dr. h.c. Wolfgang Schuster, Vorsitzender des Architekten- und Ingenieurvereins zu Berlin



Norbert Zimmermann, Vizepräsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz i.R. und Dr. Hans Gerhard Hannesen, Präsidialsekretär der Berliner Akademie der Künste und bis zum 12. Februar kommissarischer Vorsitzender des Vorstandes des Freundes- und Fördervereins der Staatsbibliothek



Trotz der erfreulich hohen Zahl der Patenschaften für Buchrestaurierungen, die am 12. Februar vermittelt werden konnten: Auch weiterhin besteht Handlungsbedarf.

## DRUCKFRISCHE ANTIKE BÜCHER – DIE MUMIENDRUCKE DES CARL MARIA SEYPPEL

Dr. Silke Trojahn  
ist wissenschaftliche Referentin und  
Erwerbungs Koordinatorin in der  
Abteilung Historische Drucke der  
Staatsbibliothek zu Berlin

„Druckfrisch“ und „antik“? Was soll das sein? Ein bibliophiler Scherz! Und eine originale Geschäftsidee.

Carl Maria Seyppel, ein Zeichner und Autor von Bildgeschichten, wie wir sie von seinem Zeitgenossen Wilhelm Busch kennen, wählte ein antikes Thema als Vorlage. „Das Schatzhaus des Rhampsinit“ ist eine Erzählung, die von dem griechischen Historiker Herodot überliefert wird. Sie bietet alles, was eine gute Geschichte braucht: einen märchenhaft reichen König (in diesem Fall den Pharaon Rhampsinit), ein Schatzhaus voller Todesfallen, einen jugendlichen Dieb namens Ruppisippos, die wunderschöne

Prinzessin Rasa und natürlich nach dramatischen Verwicklungen ein gutes Ende.

Diese Geschichte setzte Seyppel in Zeichnungen und Reime um. Damit nicht genug, sollte das Buch aber auch aussehen, als sei es tatsächlich ein echtes Fundobjekt aus der Antike. Also wurde dickes Papier gewählt, dieses gefärbt und angekokelt, Sackleinen für den Einband genommen, um ein frisch ausgegrabenes Buch nachzuahmen.

Es kam beim Publikum unglaublich gut an: „Schlau, schlauer, am schläuesten – ägyptische Humoreske niedergeschrieben und abgemalt 1315 Jahre vor Christi Geburt

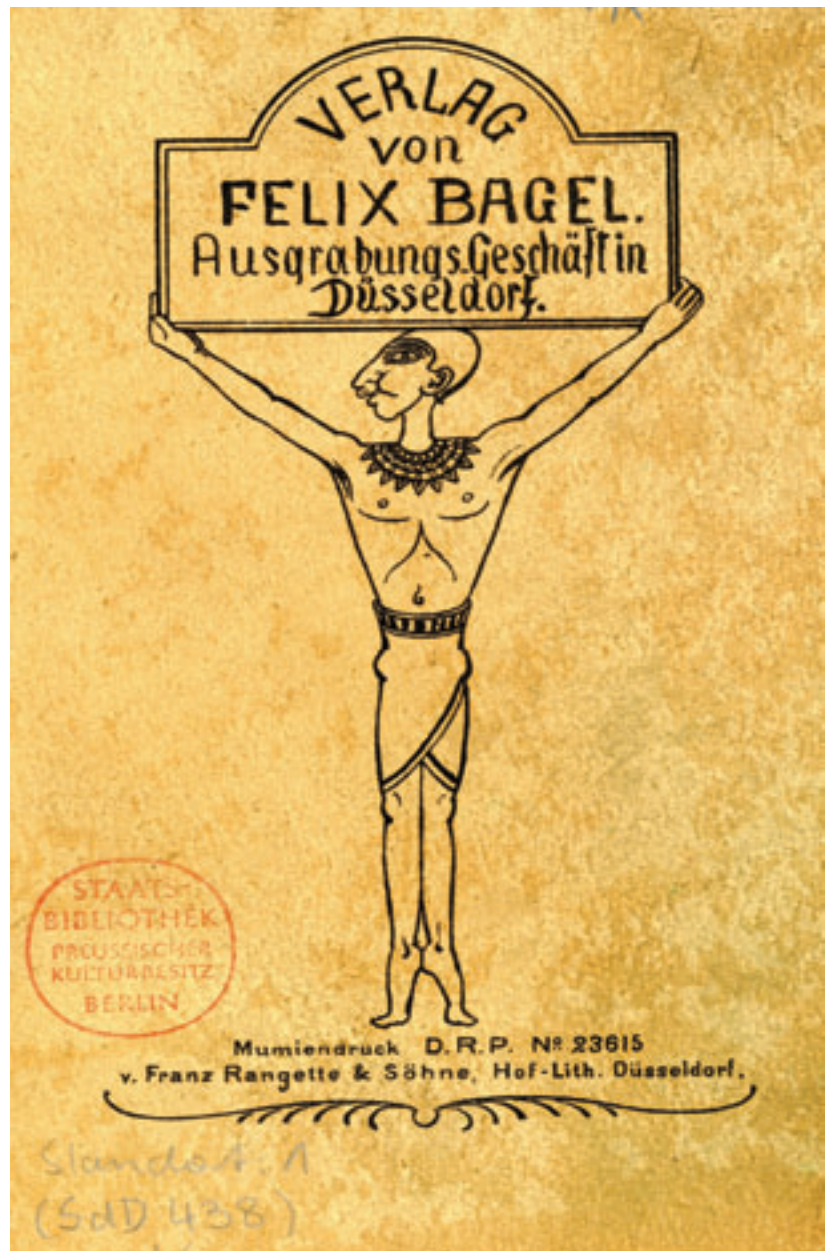




von C. M. Seyppel, Hofmaler und Poet Seiner Majestät des Königs Rhampsinit III., Memphis, Mumienstrasse No. 35, 3. Etage, 4 x klingeln“, so der vollständige Titel dieses Werkes, erschien 1882 in Düsseldorf bei Bagel. Seine Leser kannten selbstverständlich ihren Herodot aus dem humanistischen Gymnasium und amüsierten sich offenbar köstlich über diese Parodie. Auch die physische Gestalt des Bandes wird eine Rolle gespielt haben, denn das Buch ist liebevoll und aufwendig gestaltet, aber dennoch gerade in dieser Gestalt ein zusätzlicher Scherz, denn die alten Ägypter gebrauchten natürlich Papyrusrollen und nicht etwa gebundene Bücher wie wir sie kennen. Gewidmet ist dieser Band dem berühmten Ausgräber Trojas, Heinrich Schliemann.

Der große Erfolg hatte mehrere Konsequenzen: Seyppel prägte für diese Art von Buch den Begriff „Mumiendruck“ und ließ sich das Muster und das Herstellungsverfahren über den Druckbetrieb Rangette patentieren. Man fürchtete also Nachahmer und wollte sich die Gewinne nicht schmälern lassen.

Die Patentschrift kann in der Datenbank des Deutschen Patentamtes eingesehen werden und ist sehr interessant, weil sie einen Einblick in das Herstellungsverfahren erlaubt: „Patentschrift No. 23615. Klasse 54: Papiererzeugnisse. Ausgegeben den 10. August 1883. Franz Rangette & Söhne in Düsseldorf. Verfahren, vermodertes Papier nachzuahmen. Patentirt im Deutschen Reiche vom 19. Dezember 1882 ab. ... Patent-Anspruch: Die durch die Beschreibung erläuterte Behandlung gewöhnlicher Papierblätter mit Anilinfarben und das durch Uebergiessen mit Spiritus ermög-



lichte ungleichmässige Verkohlen der Ränder mehrerer solcher zu einem Bunde vereinigten Blätter, zum Zweck, denselben das Aussehen zu geben, als ob sie alt und vermodert wären.“

Dieser Patentschutz wurde vor allem für die weiteren Mumiendrucke und die Übersetzungen benötigt. Auf „Schlau, schläuer, am schläusten“ folgte als zweiter Band

bereits 1883 „Er, sie, es“ – nach dem Tode des Pharaos Rhampsinit streitet das junge Glück (Rasa und Ruppisippos aus dem ersten Band) sehr unfair um die Thronfolge, wobei sich Ruppisippos am Ende durchsetzt. Auch dieser Band ist einer ebenso bekannten wie passenden Persönlichkeit gewidmet, nämlich dem Ägyptologen Georg Ebers, der im Vorwort „die Pathenstelle bei Ihrem lachenden Kinde“ gerne annimmt und für die Widmung dankt.



Das Thema Ägypten und die Gestaltung als Mumiendruck erfreuten sich einer ungebrochenen Popularität, denn 1884 erschien als Abschluß der Trilogie „Die Plagen. 3te aegyptische Humoreske. Aufgeschrieben und abgemalt bei dem Auszuge der Juden aus Aegypten“. Während Zeichnungen und Gestaltung der „Plagen“ noch die Qualität der beiden ersten Bände aufweisen, fällt der Inhalt der Geschichte stark ab: Die Handlung ist wirr, denn Seyppel versucht, eine antisemitische Satire (die Juden als Finanziers des Pharaos) und die biblischen Plagen mit einer Verschwörung der Priester am ägyptischen Hofe zusammenzubringen.

1885 folgte eine englische Übersetzung der ersten Humoreske („Sharp, Sharper, Sharpest“), 1886 noch eine französische des zweiten Bandes („Roi, reine, prince“). Bezeichnenderweise wurde der dritte Band nicht übersetzt.

Auch Merchandising-Produkte sind keine Erfindung unserer Zeit: 1885 konnte man als Beiwerk „Mein Buch“ erwerben – ein ägyptisches Notizbuch im Format der drei Humoresken, bei dem jede Seite einen von Seyppel gezeichneten Zierrahmen trägt. Dieses Buch war sehr teuer, wie die abgebildete Verlagsanzeige zeigt: Die „Plagen“ sind für fünf Mark zu haben, „Mein Buch“ dagegen kostet zwölf Mark. Ein normales Bilderbuch aus dem Verlag Bagel ohne die besondere Ausstattung der Mumiendrucke gab es dagegen schon für 1,50 Mark.

Diese Anzeige erschien übrigens in einem weiteren Werk Seyppels aus dem Verlage Bagel, nämlich „Schmidt und Smith in Lüderitzland. Hottentottisches Blaubuch“



von 1885. Sie trägt denselben blauen Rahmen mit Tierzeichnungen wie der gesamte Band. Lüderitzland im heutigen Namibia wurde 1883 von Adolf Lüderitz erworben, der es 1885 an die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika verkaufte. Seyppel war mit dieser Satire also am Puls der Zeit.

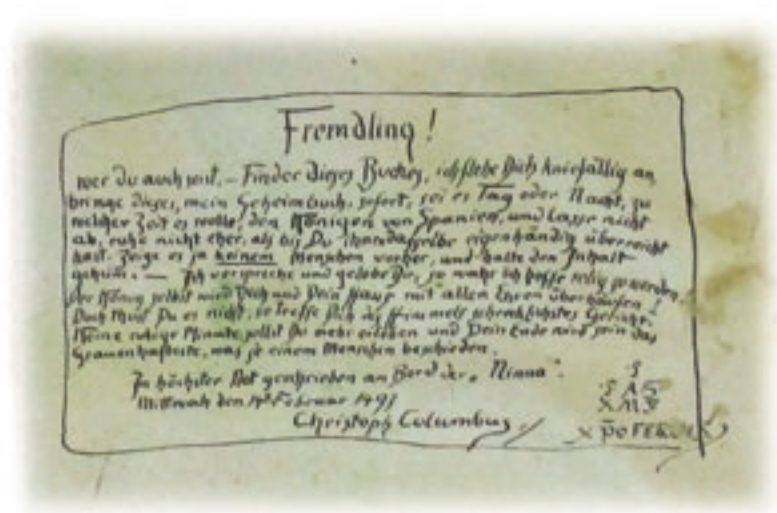
Als Nachzügler erschien 1889 bei Fischer in Berlin „Rajadar und Hellmischu“, dem weniger Erfolg beschieden war – es war auch kein Mumiendruck, denn das Patent lag ja bei Rangette. Damit war das Thema „Ägypten“ für Seyppel erschöpft, aber 1890 versuchte er noch einen Anlauf bei seinem alten Düsseldorfer Verleger Bagel mit dem Logbuch des Christoph Columbus: „Christoph Columbus Logbuch, als Geheimschrift von mir selbst, für meinen Sohn Diego, vom 3ten August 1492 an, geführt und mit Schildereien und Karten versehen worden. [Auf einem eingeklebten Etikett] Aufgefischt von C. M. Seyppel.“ Dieses Logbuch ist von seiner Einbandgestaltung her der aufwendigste Mumiendruck.

Der Einband besteht aus einer sehr gelungenen Nachahmung von Pergament mit sichtbaren Nähten. Da dieses Buch vorliegt, aus dem Meer gefischt worden zu sein, ist es mit Sand verklebt. Auf dem Vorderdeckel befindet sich schon fast eine Dünenlandschaft mit viel Sand, Algen und Muscheln. Es haben sich auch noch vier von ursprünglich fünf Schneckenhäusern erhalten, die nicht den Eindruck machen, daß man sie am Rheinufer eingesammelt haben könnte. Auch Columbus' Siegel ist auf dem Vorderdeckel befestigt.



Der Band beginnt mit einer dramatischen Anrede: „Fremdling! wer du auch seist, - Finder dieses Buches, ich flehe Dich kniefällig an, bringe dieses, mein Geheimbuch, sofort, sei es Tag oder Nacht, zu welcher Zeit es wolle, den Königen von Spanien ... In höchster Not geschrieben an Bord der ‚Ninna‘. Mittwoch den 14t. Februar 1493 Christoph Columbus“. Das Tagebuch ist in Seyppels Reimen geschrieben und schildert Ereignisse vom 3. August 1492 bis zum 14. Februar 1493, wobei sich Colum-





bus' Handschrift mit seinem Gesundheitszustand verschlechtert.

In die Staatsbibliothek sind diese für eine wissenschaftliche Bibliothek doch eher ungewöhnlichen Werke bereits bald nach ihrem Erscheinen gelangt. Die damalige Königliche Bibliothek besaß nämlich das Pflichtexemplarrecht für Preußen, d. h. jeder Verleger mußte Belegexemplare an sie abliefern. Der Verlag der Mumiendrucke, Bagel, hatte seinen Sitz in Düsseldorf,

das damals als Teil der Rheinprovinz zu Preußen gehörte.

Und auch heute würde die Staatsbibliothek zu Berlin diese Schriften erwerben, denn sie ist in der „Sammlung Deutscher Drucke“ für die Erscheinungsjahre 1871 bis 1912 zuständig, und diese Sammeltätigkeit zielt auf Vollständigkeit. Diesem Sammelanspruch verdanken wir das Vorhandensein solcher „Schätzchen“!

## 15 IN 8 – ABER NIE 08/15

### Rückblick auf Klaus G. Saur in seinen Jahren als Vorsitzender des Freundes- und Fördervereins der Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Martin Hollender  
ist wissenschaftlicher Referent in der  
Generaldirektion der Staatsbibliothek  
zu Berlin

Unvergessen und unvergesslich, wie er irgendwann in jenen Jahren an einem kalten Winterabend die Gäste des jährlichen Neujahrsempfangs mit einem hinreißenden Abcdarium begrüßte. Er wandte sich (so oder so ähnlich, niemand weiß es heute mehr ganz exakt) an die versammelten Antiquare und Akademiepräsidenten, an die außerordentlichen Professoren und die

anonym Bleibenden, an die sehr verehrten Botschafter und Bouquinisten, Bahnhofsbuchhändler und Bezirksbürgermeister und hieß sie alle willkommen, gänzlich improvisiert, in wahnwitzigem Tempo und ohne jede Pause und auch nur ein einziges stotterndes „ääähhh ...“: „Liebe Banker und Broker, Bischöfe, Bundestagsabgeordnete und Beiratsmitglieder, Bibliophile und

Buchpaten, verehrte Charlottenburger und Cybertechnologen, Chablis- und Cremant- und Chardonnaytrinker, Chorsänger und Chevaliers – – – – es folgten 22 weitere Buchstaben – – – – ... und als er atemlos, doch noch immer Pfeilschnell, endete: – „Liebe Zweifler und Zyniker, Zentralabteilungsleiter und Zeitgeschichtsforscher, Zeitschriftendatenbankspezialisten und Zentralratsvorsitzende!“ – da standen die Leute fast auf den Stühlen. Klaus G. Saur, der Rhetor und Menschenfischer, der druckreif-aus-dem-Steigreif-Deklamierende, hatte seine Gäste wieder einmal für sich gewonnen.

Geredet und debattiert wurde bei Klaus G. Saur immer; und ergo ist mit seinem Namen heute vorwiegend seine Diskussionsreihe „Ein Abend für ...“ verbunden. Er „talkte“ mit Paul Raabe, vormals Leiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs in Marbach/N., der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel und der Francke'schen Stiftungen in Halle/S., mit dem Leipziger Verleger Elmar Faber und dem Historiker Arnulf Baring, mit dem Wissenschaftsmanager Wolfgang Frühwald und dem Pädagogen Hartmut von Hentig, dem Astrophysiker Reimar Lüst, mit dem Historiker Gerhard A. Ritter und mit Jutta Limbach, mit Hildegard Hamm-Brücher, Joachim Gauck, dem evangelischen Landesbischof Wolfgang Huber und der Bühnenverlegerin Maria Müller-Sommer. Die Reihe der Persönlichkeiten – „Zeugen des Jahrhunderts“ –, mit denen Klaus G. Saur sich in den vergangenen Jahren unterhalten hat, ist lang und eindrucksvoll.

Das Alter seiner Gesprächsgäste war aus gutem Grund zumeist hoch, mitunter sehr hoch – denn es war Klaus G. Saur's An-



Klaus G. Saur im Gespräch mit  
Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten

spruch, dass seine Gäste aus einem langen und häufig wechselvollen, bewegten und bewegendem Leben zu erzählen haben sollten – wie auch zuletzt mit seinen Gesprächspartnern Egon Bahr und dem Berliner Zeitungs- und Fernsehjournalisten Jürgen Engert. Fünfzehn Gespräche dieser Art führte Saur in acht Jahren: doch

23. November 2011:  
Ein Abend für ... Prof. Dr. Jutta Limbach





17. Januar 2013:

Klaus G. Saur und Dr. Franziska Augstein

„08/15“ waren sie nie, denn Saur optimierte sein Programm sogar noch, indem er dem eigentlichen Zwiegespräch einführende biographische Worte voranstellte; selbstredend aus ebenso berufenen wie namhaften Mündern wie jenen des Rechtsanwalts und Kunstmäzens Peter Raue, von Christoph Marksches (2 x), Klaus-Dieter-Lehmann (3 x), Hermann Parzinger (3 x), Martin Sabrow und Hartmut von Hentig.

Divide et impera hieß für Klaus G. Saur: Reden und (zugleich) reden lassen. Gerne gab er das Mikrofon großmütig auch ab und ließ Dritte diskutieren. Von ihm arrangiert, plauderten und disputierten in der Staatsbibliothek große Geister wie Peter Sloterdijk mit Manfred Osten, Karol Sauerland mit Wolfgang Benz und Franziska Augstein mit Ekkehart Krippendorf. Und am Ende waren sich alle einig: am schönsten ist's mit Saur als Gastgeber und rhetorischem Counterpart in einer Person ... Denn „Ein Abend für ...“ war ja stets ein wenig auch „Ein Abend für Klaus G. Saur“: das wussten alle, seine Gesprächsgäste, seine Zuhörerschaft und nicht zuletzt er

selber. Das gehörte dazu und war Teil des schönen „Kults“ um den „Abend für ...“.

Klaus G. Saur gelang es, illustre Gäste für die Bibliothek zu gewinnen, die ihrerseits ein ebenso interessiertes wie namhaftes Publikum nach sich zogen. Mit den Jahren schuf sich Saur, der Wahlberliner, der Neuberliner und Teilzeitberliner, sukzessive eine veritable Hauptstadt Bühne, die er nach eigenem Gusto erfolgreich bespielte: sei's als Intendant, als Hauptdarsteller, als Doyen oder als Mäzen. Saur etablierte – neben dem ganz eigenen Veranstaltungsprogramm der Staatsbibliothek! – ein vielfältiges zusätzliches Event-„Format“ des Freundes- und Fördervereins in den Räumen der Staatsbibliothek. Was er in München, der alten Heimat, sah, wurde flugs metropolentauglich gemacht und nach Berlin exportiert: eine Ausstellung über den Münchner Verleger Heinz Friedrich ebenso wie die bayerische Ausstellung „Die Weiße Rose – Der Widerstand von Studenten gegen Hitler, München 1942/1943“. Weil Berlin mittlerweile reichlich veranstaltungsverwöhnt ist und man Exquisites bieten muss, will man sich gegen die Konkurrenz all der vielen Veranstaltungen der zahllosen Berliner Kultureinrichtungen behaupten, legte Saur auf die Ausstellung noch ein zweitägiges Kolloquium obendrauf und gewann namhafteste Redner wie Hans Maier, Wolfgang Huber, Hildegard Kronawitter, Jürgen Zarusky, Georg Ruppelt, Paul Nolte, Andreas Heusler und Martin Sabrow für Vorträge in der Staatsbibliothek.

Ein eigenes Kapitel widmete Klaus G. Saur in seiner im Jahr 2011 vorgelegten Autobiographie „Traumberuf Verleger“ dem Max-Herrmann-Preis, jenem Preis im An-





15. Mai 2013:

Klaus G. Saur zeichnet Dr. Ingeborg Berggreen-Merkel mit dem Max-Herrmann-Preis der „Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V.“ aus.

gedenken an den Berliner jüdischen Germanisten Max Herrmann, der 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde; einem Preis, der heute vom Freundesverein der Bibliothek an Menschen verliehen wird, die sich um die Staatsbibliothek oder das Bibliothekswesen verdient gemacht haben. Persönlichkeiten mit großen Namen wurden in der Ära Saur mit dem Max-Herrmann-Preis ausgezeichnet: Bernhard Fabian und Karin von Welck, Günter de Bruyn, Inge Jens, Georg Siebeck und Michael Ullman, Ingeborg Berggreen-Merkel und die Breslauer Foundation in New York.

Preise und Auszeichnungen, die einen Namen tragen, sollen stimmig sein – und durch ein geistiges Band sollen im günstigsten Fall die zu Ehrenenden mit den Auslobern der Ehrung verbunden sein. Dieser Wunsch erfüllte sich bei Klaus G. Saur und dem Max-Herrmann-Preis in vortrefflicher Weise: denn Saur hatte in seinem früheren

„Verlegerleben“ mehr uneigennützig als profitorientiert viele Bücher zum Nationalsozialismus und zur Judenverfolgung verlegt, deren Erscheinen wohl nur durch eine interne Quersubventionierung innerhalb des eigenen Verlagshauses möglich werden konnte. Ob Opfer oder Täter: Saur hat das Biographische Handbuch zur deutschsprachigen Emigration ebenso verlegerisch betreut wie die Tagebücher von Joseph Goebbels. Das Schicksal nicht allein Max Herrmanns, des Bibliophilen und Germanisten, sondern das Schicksal aller Opfer des Nationalsozialismus wachzuhalten, war ein wesentliches und dankenswertes Element seiner Verlagspolitik. Viele Facetten der deutschen Kulturgeschichte haben auch die Gespräche Saur an den „Abenden für ...“ abdecken können, doch erst 2013 war mit Michael W. Blumenthal erstmals ein deutscher Jude unter den Gesprächspartnern. Dies ist beileibe kein Versäumnis von Herrn Saur, es ist einzig

der tieftraurigen Tatsache geschuldet, daß die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden erschreckend weit gediehen war, bis das Morden 1945 endlich ein Ende nahm. Ohne den Holocaust hätte Herr Saur, wir dürfen sicher sein, ein Vielfaches an deutschen Juden unter seinen Gästen gehabt.

Dank eines Vermächtnisses in deutlich sechsstelliger Höhe, das dem Freundesverein vor einigen Jahren zufiel, war es Klaus G. Saur ein Leichtes, Erwerbungen für die Staatsbibliothek mit Vereinsmitteln großzügig zu unterstützen. Aus jener Erbschaft, dem Vermögen von Frau Dr. Ursula Jentsch, einer ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiterin der Staatsbibliothek, subventionierte der Vereinsvorsitzende leichthändig und freudig zahlreiche Ankäufe, die der Bibliothek wohl ohne die Bereitwilligkeit des Herrn Saur, die zunehmend diffizile Haushaltslage der Bibliothek nach Kräften auszugleichen, versagt geblieben wären. Zumeist in Teilen, mitunter aber auch gänzlich übernahm der Freundes- und Förderverein in der Ära Saur die Kosten für einen frühen Druck Rainer Maria Rilkes – Prag 1896 –, für Nachschriften von Predigten Schleiermachers, für 183 Briefe von Thomas Mann und für knapp 400 Briefe von Hoffmann von Fallersleben. Es war ein generöser „Saurer Regen“, der füllhorngleich der Staatsbibliothek zugute kam, denn Klaus G. Saur wusste, dass eine besondere Bibliothek auch der steten Anreicherung mit forschungsrelevanten neuen Kulturzeugnissen bedarf: des Adressbuchs von Alexander von Humboldt und einer mittelalterlichen Sammelhandschrift ebenso wie Briefen von Herwarth Walden, des 139 Bände umfassenden Handexemplars Friedrich Nicolais

der zwischen 1766 und 1792 erschienenen Rezensionszeitschrift „Allgemeine deutsche Bibliothek“ oder der Handschrift des 2. Klavierkonzerts von Carl Maria von Weber. Herrn Saur gebührt der Dank für jene Subventionen wie auch der Dank für manches andere, das mit Vereinsmitteln und aufgrund seiner Entscheidung überhaupt erst finanzierbar war: Publikationen und Kongresse, Brezeln und Wein, Ausstellungen und Konzerte.

Bei besonders öffentlichkeitswirksamen Vorhaben der Bibliothek antichambrierte der „Netzwerker“ Klaus G. Saur und entlockte der Wüstenrot-Stiftung oder auch der Berliner Niederlassung der Siemens AG ansprechende Summen, die der komplementären Erwerbung etwa des Humboldt'schen Adressbuchs oder des Weber'schen Klavierkonzertes dienten. Ähnlich verhielt es sich bei den Bestandserhaltungsmaßnahmen, um einen Teil des Nachlasses von Dietrich Bonhoeffer physisch zu sichern. Knapp 200 Blätter waren somit restauratorisch zu behandeln. Hierzu zählten u. a. das Trockenreinigen, das Schließen und Stabilisieren von Rissen, das Glätten von Knicken und Stauchungen, das Abnehmen von Selbstklebestreifen und das Reduzieren des verbliebenen Klebstoffs, die Ergänzung von Fehlstellen sowie die Stabilisierung fragiler holzhaltiger Papiere. Klaus G. Saur schrieb Briefe und telefonierte, er trommelte und warb, feurig und überzeugungsstark, so lange, bis das nötige Geld beisammen war und sogar noch ein Ende mehr, um einige Briefe Bonhoeffers aus Privatbesitz kaufen zu können.

Das vielleicht größte Verdienst hat sich Klaus G. Saur durch die von ihm vermittelten Schenkungen erworben. Seine exzel-



Klaus G. Saur, Jürgen Engert, Astrid  
Gräfin Hardenberg (†)  
(Foto: Joerg F. Mueller)

lenten Kontakte in die deutsche und weltweite Verlegerszene bescherten der Handschriftabteilung nicht allein die verbliebenen Unterlagen des Oxforder Verlages Bruno Cassirer sowie das aus mehr als 1.100 Kartons und Kisten bestehende Firmenarchiv des Tübinger Wissenschaftsverlages Mohr Siebeck, sondern – inspiriert durch die noble Schenkung des Georg Siebeck – indirekt auch das Archiv des traditionsreichen Göttinger Wissenschaftsverlages Vandenhoeck & Ruprecht, der Staatsbibliothek gleichfalls als Geschenk übergeben. Das aus ca. 4.000 Aktenordnern bestehende, seit der Gründung im Jahr 1735 gepflegte Firmenarchiv wird derzeit teilerschlossen – indem nämlich der Verein, initiiert durch Herrn Saur, einen Buchwissenschaftler finanziert, der sich vor Ort in der Handschriftenabteilung des Archivs widmet ...

Am 2. November 2006 übernahm Klaus G. Saur den Vorsitz unseres Freundes- und Fördervereins; acht Jahre darauf, am 21. November 2014, trat er von seinem Amt zurück. Jene acht Jahre haben die „Sichtbarkeit“ der Staatsbibliothek maß-

geblich befördert, die Sammlungen bereichert und die Veranstaltungskalender erschöpfend ausgefüllt. Der Vorsitzende lebte den Vereinsgedanken authentisch plausibel vor, war er doch echter Freund und unermüdlicher Förderer der Bibliothek. Dies zumal in Jahren, die für Klaus G. Saur lähmend und bedrohlich waren. Seine Autobiographie schildert im Kapitel „Krebs“ die schicksalsschweren Jahre nach 2008, die sein Engagement für die Bibliothek jedoch kaum jemals schmälerten.

Im Rahmen des traditionellen Jahresempfangs der Bibliothek und ihres Freundesvereins richteten Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf und der bis dato amtierende kommissarische Vorsitzende des Vereins, Dr. Hans Gerd Hannesen, Präsidialsekretär der Berliner Akademie der Künste, am 12. Februar 2015 Worte des Dankes und des Abschieds an Herrn Saur, bevor an jenem Abend eine neue Ära begann – mit der just zuvor erfolgten Wahl von André Schmitz, vormals Kulturstatssekretär von Berlin, zum neuen Vereinsvorsitzenden.



## DIE HERRIN DER BAUTEN

Dr. Daniela Lülfi ng, Leiterin der Benutzungsabteilung  
und Baubeauftragte, tritt in den Ruhestand

Barbara Schneider-Kempf  
ist Generaldirektorin der  
Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Martin Hollender  
ist wissenschaftlicher Referent  
in der Generaldirektion der  
Staatsbibliothek zu Berlin

Beginnen wir mit dem Vater. Denn wenn beide Elternteile Bibliothekare sind, kann die Würdigung der Tochter an dieser familiären Prägung nicht vorbeigehen. In Magdeburg wurde Daniela Lülfi ng am 25. August 1950 geboren, denn der Vater leitete die dortige Stadtbibliothek. Im Jahr darauf übernahm er die Leitung der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek in Leipzig; 1957 verzog die Familie nach Berlin, denn Hans Lülfi ng wurde zum Direktor der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek berufen; ab 1962 gesellte sich eine Professur für Geschichte des Buch- und Schriftwesens am Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin hinzu. Und auch die Mutter, Gisela Lülfi ng, atmete bibliothekarischen Stallgeruch: sie transkribierte auf 4.500 Typoskriptseiten erstmals die Amerikanischen Reisetagebücher Alexander von Humboldts – jene Tagebücher, die damals als Depositum in Berlin (Ost) verwahrt wurden, heute indes stolz gehütetes Eigentum der Staatsbibliothek sind.

In jenen späten fünfziger Jahren besuchte Daniela Lülfi ng auf Wunsch der Mutter, einer praktizierenden Christin, eine evangelische Schule im Westteil der Stadt. Der Bau der Berliner Mauer setzte dem 1961 ein Ende und machte den Wechsel zur Theresienschule in Berlin-Weißensee, dem

einzigsten katholischen Gymnasium in der DDR, notwendig. Gleichzeitig mit dem Abitur erwarb sie beim „VEB Bau- und Montagekombinat Ingenieurhochbau Berlin“ den Facharbeiterbrief als Hochbauzeichner – nicht ahnend, dass ihr diese Kenntnisse Jahrzehnte später beim Bibliotheksbau noch gute Dienste leisten würden ...

An der Berliner Humboldt-Universität immatrikulierte sich Daniela Lülfi ng im Herbst 1969 in den Fächern Archivwissenschaft und Geschichte. Eigentlich setzte ein solches Studium die Parteimitgliedschaft voraus, doch sie widerstand. Zu mehr als zur Mitgliedschaft in der FDJ war Daniela Lülfi ng nicht bereit. Die Diplomarbeit über „Die Staatsfrage bei Karl Liebknecht von 1900 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs“ brachte ihr 1973 den Titel des Diplomarchivars ein. Halb zog es sie, halb sank sie hin, es nun den Eltern gleichzutun: Im September 1973, vor fast 42 Jahren, begann Daniela Lülfi ng in der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek. Dort, Unter den Linden, arbeitete sie zunächst zehn Jahre beim „Zentralinventar für mittelalterliche Handschriften in der DDR“, bevor sie 1983 zur Katalogisierung von Nachlässen wechselte. Und da sie ohnehin ein Verzeichnis der 31 Kästen seines Nachlasses erstellt hatte, bot es sich an, die Kenntnisse über den konserva-

tiv-liberalen Historiker und Politiker Dahlmann für eine Dissertation nachzunutzen. 1985 legte Daniela Lülfiing ihre Studie „Friedrich Christoph Dahlmann – sein Beitrag zur Entwicklung der bürgerlich-liberalen Ideologie im 19. Jahrhundert, 1829–1860“ an der Humboldt-Universität zu Berlin vor. Dass Dahlmann noch ein wenig „reaktionärer“ gezeichnet wurde als er, freilich allein nach heutigen Maßstäben, tatsächlich war; dass man im typischen Jargon des Sozialismus auch manches lernt über die Grundlagen einer „ungehinderten kapitalistischen Entwicklung und (...) ihre Unterdrückungsfunktion im bürgerlichen Klassenstaat“ – auch dies will, ebenso wie Dahlmann, im Lichte seiner Zeit beurteilt werden: anders, undogmatischer, ließ sich eine Doktorarbeit in der DDR wohl kaum erfolgreich verteidigen.

Die Jahre 1990 bis 1992 sahen Daniela Lülfiing als „Wissenschaftlichen Sekretär des stellvertretenden Generaldirektors der DSB“, Dr. Ingo Kolasa, bevor sie im Oktober 1992 fast kometengleich zur „HD 1“ wurde, zur Hausdirektorin des Hauses Unter den Linden der wiederzuvereinigenden Staatsbibliothek und Interessenvertretung der Partikularinteressen des „Hauses 1“ und seiner Mitarbeiterschaft. Es dauerte nicht lange, bis Generaldirektor Dr. Richard Landwehrmeyer von ihr sagen sollte, sie sei ein „ausgesprochener Glücksfall“, eine „Persönlichkeit, die alle Fähigkeiten und Kenntnisse besitze, die man zur Leitungstätigkeit brauche“. Doch wohnte den Hausdirektoraten leider ein Denkfehler inne: sie behinderten nämlich immer wieder einmal das Zusammenwachsen der vormals zwei separaten Bibliotheken zu der ersehnten „einen Bibliothek in zwei Häusern“. Mit dem Ständigen Vertre-



ter des Generaldirektors, Dr. Günter Baron, hatte man einen Hausdirektor auch für das Haus an der Potsdamer Straße installiert; und so begann, freilich mit edelsten Motiven, ein kleiner „Häuserkampf“, bei dem beide Hausdirektoren „ihr“ Haus zu fördern trachteten. Wohl belebt Konkurrenz das Geschäft, nicht stets freilich zum Besten der inneren Verschmelzung.

Nach sieben Jahren weitete sich die Zuständigkeit allein für das Haus Unter den Linden 1999 zu einer häuserübergreifenden Verantwortung. Vom Personalreferat über das Haushaltsreferat, den Inneren Dienst und die Haustechnik, das Baureferat und das Organisationsreferat bis hin zum Ausstellungs-, Publikations- und Ausstellungswesen reichte nun, als Leiterin der Zentralabteilung der Gesamtbibliothek, ihr Aufgabenspektrum, bis sie schließlich 2004 die Leitung der Benutzungsabteilung und die bibliothekarische Koordinierung des gesamten Baugeschehens übernahm. So wächst der Mensch mit seinen Aufgaben. „Eine Bibliothek in zwei Häusern“ – als Slo-

*Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Eberhard Diepgen, verlässt am 1. Juli 1996 nach einem Besichtigungsbesuch das Haus Unter den Linden. – V.l.n.r.: Dr. Daniela Lülfiing, Generaldirektor Dr. Antonius Jammers; der Regierende Bürgermeister; der Chef der Senatskanzlei, Volker Kähne; der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Prof. Dr. Werner Knopp; der Ständige Vertreter des Generaldirektors, Dr. Günter Baron.*



13 Vertreterinnen und Vertreter der öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken und der verschiedenen Bibliotheksverbände folgten am 16. Februar 2007 einer Einladung des Bundespräsidenten zu einem zweistündigen Kulturfrühstück zu Bibliotheksfragen in das Schloss Bellevue. Zu den Gästen zählte – in ihrer Funktion als Vorsitzender des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB) – auch Dr. Daniela Lülfig, Leiterin der Benutzungsabteilung und Baubeauftragte der Staatsbibliothek zu Berlin. (Foto: Bundesregierung/Brigitte Hiss)

gan sagt sich derlei leicht dahin; in der Praxis der alltäglichen Bibliotheksbenutzung gilt es indes, nicht wie andernorts ein großes Gebäude zu „bespielen“, sondern derer zwei. Daniela Lülfig scheute nicht die Doppelarbeit, sie zog sich vielmehr eine weitere, eine Dreifacharbeit gar, an Land: die Gesamtkoordination des Baugeschehens an drei Standorten mit Umbau und Rückbau, Ausbau und Neubau. Im Haus Unter den Linden galt es, das mit 107 x 170 Metern Fassadenlänge größte

Vor noch leeren Bücherschränken in den Tagen zwischen Schlüsselübergabe und Inbetriebnahme: Dr. Daniela Lülfig erläutert am 14. Dezember 2012, einem „Tag der Offenen Tür“, der Öffentlichkeit die Besonderheiten des Neuen Lesesaals im Haus Unter den Linden. (Foto: SBB/Carola Seifert)



Gebäude in der Mitte Berlins – bei laufendem Bibliotheksbetrieb – zu sanieren und mit einem neuen Lesesaal inmitten des Gebäudegevierts auszustatten; im Haus Potsdamer Straße war und ist das Ensemble aus 59 einzelnen Klimaanlage zu erneuern und das Haus behutsam von all jenem Asbest zu befreien, der in den siebziger Jahren bedenkenlos im gesamten Gebäude verteilt wurde. Und als sei dies alles noch nicht genug, entstand, ganz nebenbei, im Berliner Südosten, ein Speichermagazin, das zur Entlastung der Haupthäuser seit Sommer 2014 Millionen von Büchern der Staatsbibliothek beherbergt. Fraglos, Daniela Lülfig hat nicht die Kelle geschwungen und auch nicht die ingenieurtechnische Bauleitung innegehabt. Ihr zur Seite standen Architekten, Generalunternehmer und vor allem das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung als hauptverantwortliche Behörde. Und dennoch: weil Daniela Lülfig mit jedem Treppenhaus „per Du“ war, weil sie mit den Bauteilen der Häuser, fast so vielen wie das Alphabet Buchstaben hat, virtuos jonglierte und an profundem Wissen noch um die hintersten Winkel der Gebäude so reich war, wurde sie allerorten geachtet und konnte ihre Kompetenz täglich gewinnbringend neu zum Besten der Bauten einsetzen.

Doch wäre es unvollkommen und auch ganz ungerecht, Daniela Lülfig auf die „Oberste bibliothekarische Bauherrin“ zu reduzieren. Auch wenn man die Grundinstandsetzung, den Lesesaalneubau und die Generalsanierung des Hauses Unter den Linden als ihr Lebenswerk bezeichnen möchte, so ist dies zwar nicht falsch, doch es macht das Bild nicht hinreichend komplett.



Denn auch die architektonisch bedeutendsten Häuser und die Dokumente der Schriftkultur annähernd aller Länder und aller Epochen – mithin die Sammlungen und ihre Häuser – ergeben noch lange keinen vollendet harmonischen Dreiklang. Was fehlt, ist die Benutzung, ist die Dienstleistungsfreude, ist das dem Besucher zu vermittelnde Gefühl, in der ersten Forschungsbibliothek der Nation nicht geduldet, sondern willkommen zu sein.

Und wer die Staatsbibliothek begreifen will, wer sie wertschätzen will, muss die „kulturelle Dimension“ dieser Bibliothek verinnerlicht haben. Das Wissen um unsere Bedeutung ließ Daniela Lülfiing nicht übermütig werden; doch bestand bei ihr auch nie Anlass zu Kleinmut und Verzagttheit. Sie wusste selbstüberzeugt um die kulturelle Dimension der Staatsbibliothek und setzte sie nach innen und nach außen als identitätsstiftendes Gut ein.

Mit stetem Blick auf die historische Gesamteinordnung lehnte sie die modische „Tonnenideologie“ strikt ab, den von ihr stets misstrauisch beäugten Blick auf die Vergötterung der „großen Zahlen“ in Statistiken und Leistungsberichten. Denn grundsätzlich hatte sie schon vor Jahren das strategische Ziel einer Ausrichtung hin zum Spitzenforscher, hin zur Exzellenzwissenschaftlerin sehr richtig erkannt und benannt.

An die Stelle einer egalitären Massenabfertigung vieltausender Leserinnen und Leser die individuelle bibliothekarische Hinwendung zu einer Crème de la Crème der Forschungswelt zu setzen und aus der Staatsbibliothek – zumindest im Stammhaus Unter den Linden – eine exquisite Eli-



tebibliothek zu schmieden, war ihr Ziel. Nicht alle ihre Entscheidungen auf dem langen Weg dorthin waren unumstritten: dass im Haus Unter den Linden keine Bücher mehr nach „außer Haus“ entliehen werden, stößt bis heute auf manchen Unmut. Doch sind dies Petitessen, vergegenwärtigt man sich, dass es der Bibliothek

*Richtfest für die wiedererrichtete Kuppel über dem Eingangportal des Hauses Unter den Linden am 10. Juli 2013. – V.l.n.r.: der Leiter der Handschriftenabteilung, Prof. Dr. Eef Overgaauw; der Leiter der Allgemeinen Verwaltung, Christoph Donig; Dr. Daniela Lülfiing; der Ständige Vertreter des Generaldirektors, Dr. Karl Werner Finger; Hanns-Peter Frenzt, Leiter der b p k Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte.*

*(Foto: SBB/Carola Seifert)*



*Alles nur symbolisch: ein alter Schlüssel für ein hochmodernes Haus. 30. Juni 2014 in Berlin-Friedrichshagen: das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung übergibt der Stiftung Preussischer Kulturbesitz das neue Speichermagazin am Fürstenwalder Damm – zur Freude sowohl der Baubeauftragten wie auch der Benutzungsführerin Dr. Daniela Lülfiing.*

*(Foto: SBB/Christine Kösser)*

*Hotel Estrel, Berlin-Neukölln, im Juni 2011: Dr. Daniela Lülfiing, Vorsitzende des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB), eröffnet im größten Hotel Berlins den 100. Deutschen Bibliothekartag, den mit 4.847 Teilnehmerinnen und Teilnehmern zugleich bislang größten Fachkongress seiner Art.*

und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz gelungen ist, den Bund und die Länder dazu bewegt zu haben, in den 25 Jahren, die seit 1990 vergangen sind, annähernd 500 Millionen Euro (weiland eine Milliarde DM) in das Gebäude des Hauses Unter den Linden investiert zu haben.

Diese Aufwendungen für das Haus Unter den Linden sind kein Geheimnis, sie sind öffentlich bekannt – und dennoch ist in den zurückliegenden Jahren in der öffentlichen Diskussion der Medien nie Kritik an der Höhe der Baukosten oder grundsätzliche Kritik an der Notwendigkeit des Vorhabens laut geworden; vielmehr darf die Bibliothek und mit ihr Daniela Lülfiing stolz sein über die Wertschätzung, die man unserer Bibliothek auch und gerade hinsichtlich der finanziellen Ausstattung der Gebäude entgegenbringt. Das von ihr mitentwickelte Konzept der „Forschungsbibliothek in zwei Häusern“ geht mehr und mehr auf, nicht zuletzt aufgrund der Beharrlichkeit der Daniela Lülfiing.

Genug der Verdienste? Wer dienstlich nicht restlos ausgelastet ist, so weiß es ein böses Bonmot, engagiert sich gerne in den Berufsverbänden. Bei Daniela Lülfiing verlief das Engagement ganz entgegengesetzt: als hätten die minutiöse Bewältigung der Benutzungsleitung und der Baukoordination ihre Tage nicht schon mehr als genug ausgefüllt, bürdete sie sich auch noch den Vorsitz des „Vereins Deutscher Bibliothekare“ (VDB), der berufsständischen Vertretung der 1.700 Mitglieder des wissenschaftlichen Bibliotheksdiensts auf. Ihr Meisterstück war der jährlich vom VDB veranstaltete Deutsche Bibliothekartag des Jahres 2011. Vom 7. bis 10. Juni 2011 fand in Berlin der 100. Deutsche Bibliothekar-



tag statt; der mit 4.847 Teilnehmerinnen und Teilnehmern bislang größte deutsche bibliothekarische Fachkongress – eingefädelt und organisiert ganz maßgeblich von Daniela Lülfiing. Über sieben Jahre hinweg – in für den Verein zudem bisweilen schwierigen Zeiten – bestimmte sie die Geschicke des VDB entscheidend mit: von April 2002 bis Juli 2003 als 2. stellvertretende Vorsitzende, von August 2003 bis Juli 2007 als Vorsitzende des VDB und von August 2007 bis Juli 2009 als dessen 1. stellvertretende Vorsitzende.

Daniela Lülfiing war fortiter in re und fortiter auch in modo, sie war stur und auch charmant, listig und verschmitzt, manchmal schroff, doch allzeit konzilient und kompromissfreudig.

Nach einundvierzigeinhalb Jahren schied Dr. Daniela Lülfiing Ende Juni 2015 aus den Diensten der Staatsbibliothek aus. Ihr Garten, der sie, die begeisterte Gärtnerin, über Jahre und Jahrzehnte hinweg vermisse, findet nun endlich die ihm gebührende Zuwendung. Dafür muss sich fortan die Staatsbibliothek in Verzicht, in anfangs wohl sicherlich schmerzlichem Verzicht üben: Daniela Lülfiing, der Ruheständlerin, sei wehmütig hinterhergewunken und von Herzen alles Gute für die neue Ära des Ruhestandes gewünscht!

## VOM ZETTELKASTEN HIN ZUR ELEKTRONISCHEN BIBLIOTHEK

Dr. Karl Werner Finger, Ständiger Vertreter der Generaldirektorin und Leiter der Zentralabteilung, tritt in den Ruhestand

Im osthessischen Hünfeld wurde Karl Werner Finger am 2. Februar 1950 geboren. Sein Vater, Prof. Dr. Karl-Hermann Finger, war zunächst Landwirt und Schafzuchtward und wurde danach Tierarzt. Er spezialisierte sich auf dem Gebiet der Tierzucht, zumal dem der Hirten- und Hütehunde, und war tätig am Institut für Tierzucht und Haustiergenetik der Universität Gießen. Nach Abitur und dem Sanitätsdienst bei der Bundeswehr nahm Karl Werner Finger, wie es bereits der Vater unternommen hatte, das Studium der Veterinärmedizin an der Justus-Liebig-Universität in Gießen auf; im Dezember 1976 erfolgte die Approbation als Tierarzt. Der Hochschule blieb er in den folgenden 13 Jahren treu. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Tierzucht und Haustiergenetik, finanziert teilweise durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, untersuchte er die genetischen und zellphysiologischen Grundlagen von Merkmalsantagonismen. 1986 legte er seine Dissertation vor, „Licht- und elektronenoptische Untersuchungen am Musculus longissimus dorsi und am Herzmuskel von Reinzucht- und Kreuzungsschweinen: zugleich ein Beitrag zur Methodik und zur Identifikation von Merkmalsantagonismen“. Mit lichtoptischen und elektronenmikroskopischen Analysen untersuchte Finger Kreuzungsschweine, um in Zeiten der stetig wachsenden Nachfrage nach magerem Schweinefleisch die

Schlachtkörperqualität steigern zu helfen – und trachtete mit seiner Doktorarbeit danach, praktischen Nutzen für die Zuchteffizienz von Schlachtschweinen zu stiften.

Die wissenschaftlichen Studien Karl Werner Fingers machten die Lektüre der neuesten veterinärmedizinischen Forschungsliteratur notwendig; und die Universitätsbibliothek in Gießen verfügte in jenen frühen achtziger Jahren über etwas heute ganz Alltägliches, damals indes noch atemberaubend Neues: über Datenbanken, in denen elektronisch nach den gewünschten Aufsätzen und Monographien recherchiert werden konnte. Hier fing er

Barbara Schneider-Kempf  
ist Generaldirektorin der  
Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Martin Hollender  
ist wissenschaftlicher Referent  
in der Generaldirektion der  
Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Karl Werner Finger an seinem  
Dienstplatz im Haus am Kulturforum  
im Jahr 2014  
(Foto: Kaya Tasci)





Feuer und entschloss sich zum Bibliotheksreferendariat in Darmstadt und Frankfurt. Die tiermedizinischen Fachkenntnisse mit seiner EDV-Kompetenz zu verknüpfen und, ganz berufspraktisch – seinerzeit in der Tat ultramodern! – dem in EDV-Dingen ganz unbedarften Bibliothekskunden lange Literaturlisten zusammenzustellen, erschien ihm à la longue der reizvollste aller denkbaren Berufe.

Zur richtigen Stunde, als Berlin zu neuer Attraktivität gelangte, bewarb er sich bei der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Ab 1. Oktober 1989 oblagen die Fachreferate für Human- und Veterinärmedizin sowie für Land- und Forstwirtschaft seiner Verantwortung – und sogleich sorgte er sich auch um avantgardistische (damals freilich mitunter noch als „modisch“ abgetane) Wege zur Effizienzsteigerung und zur Nutzung bibliothekarischer Fremdleistungen. Als bald erhielt er den Auftrag, die Arbeitsplätze der Fachreferentinnen und Fachreferenten von der konventionellen Arbeitsweise zu EDV-Arbeitsplätzen umzurüsten und die Sacherschließung in der gesamten, nun wieder vereinigten Staatsbibliothek sukzessive auf ein EDV-basiertes Verfahren umzustellen. Finger bewältigte diese Aufgaben bravourös und brachte sich wie von selbst in Stellung, um im Juni 1995 zum neuen stellvertretenden Leiter der Katalogabteilung und Chef von 19 Fachreferentinnen und Fachreferenten ernannt zu werden. Als bald homogenisierte er die Sacherschließung auch der 17 Fachreferentinnen und Fachreferenten in den regionalen Sonderabteilungen für Osteuropa, den Orient und Ostasien, vor allem bereitete er den Weg hinaus aus der damaligen IT-Isolierung, in der die Bibliothek gefangen war, hin zu

einer Teilnahme an überregionalen Verbundstrukturen. Um die Jahrtausendwende begann eine neue Katalogära für die Bibliothek – und es ist gar nicht vermessen, von den „Vor-Finger-“ und den „Nach-Finger-Zeiten“ zu sprechen. Einstmals – und kann man sich auch kaum mehr an diese Jahre der Vormoderne erinnern: es sind seither erst 15 Jahre verstrichen! – besaß die Bibliothek zum Nachweis ihrer älteren Sammlungen den althergebrachten Zettelkasten, fürs Neuere einen Mikrofichekatalog und auch elektronische Daten im Berlin-OPAC, einem Provisorium, das in jenen Tagen ohnehin seinem Ende entgegen sah. Wer also Bücher der Staatsbibliothek nutzen wollte, musste sich nolens volens persönlich in die Bibliothek begeben, was indes, zumal für Auswärtige, überwiegend unbequem war. Und wer diese auf Karteikärtchen verzeichneten Bücher alsdann ausleihen wollte, füllte aufwendig Leihschein um Leihschein aus: wenig nur hatte sich bis dato gegenüber den Ausleihbedingungen um 1910 geändert. Karl Werner Finger revolutionierte die Literaturrecherche und die Ausleihe zugleich. An vielen Wochenenden, die er seinerzeit sonntags in der Bibliothek verbrachte, befreite er die Staatsbibliothek aus ihrer vorgestrigen Außenseiterrolle und integrierte die größte deutsche wissenschaftliche Bibliothek in die Gemeinschaftsstrukturen der kooperativen Formal- und Sacherschließung im Gemeinsamen Bibliotheksverbund. Unter der Woche nahm er die Koordinierungs- und Gremienarbeiten wahr, nach Dienst stieg er in die Datenbankstrukturen ein und erstellte jene Programmweisungen, mit denen wir alle seither – und bis heute – im StaBiKat suchen, zumeist auch finden und schließlich bestellen. Er verwandelte eine Zettel-

karteienbibliothek in eine elektronische Bibliothek und brachte zunächst den Katalog, sodann auch das Ausleihsystem ins Internet. Seither, seit Karl Werner Fingers Initiative, sind die Sammlungen der Staatsbibliothek weltweit einsehbar und auch von außerhalb der Bibliotheksgebäude bestellbar. Allein zur Abholung der Bücher noch muss man sich auch derzeit noch zu uns bewegen; doch selbst hier sprechen die bislang von uns – und unter Fingers maßgeblicher Ägide! – digitalisierten fast 100.000 Bände eine deutliche Sprache hin zur sukzessiven nutzerfreundlichen Abwanderungen des urheberrechtsfreien Altbestandes ins Netz ...

Im November 2000 übernahm „KaWe“ die Leitung der Benutzungsabteilung mit ihren damals 45.000 angemeldeten Leserinnen und Lesern. Was er seinerzeit anregte, wird erst in diesen Tagen endlich verwirklicht: die Fachreferate, so Fingers Überlegung, befänden sich schon viel zu lange in einer „splendid isolation“ und müssten endlich direkte Fühlungnahme zu den Leserinnen und Lesern aufbauen: durch die Auflösung der Katalogabteilung und die Einbindung der Fachreferenten-schaft in die Benutzungsabteilung.

Gute drei Jahre später, im Sommer 2004, gab er die Leitung der Benutzungsabteilung an Daniela Lülfi ab und übernahm von ihr die Leitung der Zentralabteilung, verbunden mit der Funktion des Ständigen Vertreters der Generaldirektorin. Die Tätigkeiten des Ständigen Vertreters, und mehr noch die des Zentralabteilungschefs, sind Kärnnergeschäfte ohne Außenwirkung und Glanz; man wirkt nach innen, in die Bibliothek hinein und setzt andere Schwerpunkte als das Repräsentative und Öffent-



lichkeitswirksame. Doch sind die heutigen Erfolge der Staatsbibliothek sichtbares Ergebnis eben jener zwei Medaillen: Fortschritt und Innovation wollen, sehr zu Recht, mit offensiver PR präsentiert und beworben werden – aber sie wollen und müssen auch geplant sein und bemessen, kalkuliert, finanziert und bilanziert, genehmigt und geprüft. Ob interne Umstrukturierungen (wie die Neugründung der Abteilung „Informations- und Datenmanagement“, die eine reine IT-Abteilung mit Dienstleistungsaufgaben verschmolz), die Integration der Amtsdruckschriften- in die Erwerbungsabteilung, ob Kosten- und

4. Oktober 1999

*Die Staatsbibliothek schließt sich dem „Gemeinsamen Bibliotheksverbund“ GBV an; Dr. Karl Werner Finger verkündet im Rahmen eines internen Festakts die zukünftige Erschließung der Werke der SBB-PK in der Datenbank des „Gemeinsamen Verbundkatalogs“ (GVK). – Links Generaldirektor Dr. Antonius Jammers*

Leistungsrechnung oder die Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses: Karl Werner Finger besorgte den nötigen „Innendienst“ und blieb seinem alten Steckenpferd weiterhin treu: der Elektronisierung – oder, moderner formuliert – der Digitalisierung der Staatsbibliothek. Wenn die Staatsbibliothek heute ein Digitalisierungszentrum (inklusive einer Digitalisierungsstrategie) besitzt, in ihrem Katalog Discovery-Systeme einsetzt, elektronische Verlagspublikationen mit elegantester Selbstverständlichkeit lizenziert und störungsfrei anbietet, so ist dies das ein Gemeinschaftsverdienst vieler Beteiligter, initiiert und vorangetrieben indes durch den beharrlichen und visionsfreundlichen Motor Karl Werner Finger.

„KaWe“ hat ermuntert und ermutigt, hat zaghafte Innovationsüberlegungen im eigenen Haus zur Vollendung geführt – durch solide Haushaltsplanung in personellen und finanziellen Fragen. Denn auch beispielsweise die Digitalisierung ist kein Nullsummenspiel: Speicherplatz im Terabyte-

Volumen macht eine sechsstellige Summe notwendig. Die Erfolge der Staatsbibliothek haben viele Väter und Mütter; und der Weg dorthin, allzuhäufig steinig und schwer, verlangt nicht allein guten Willen und zündende Ideen, sondern auch das entsagungsreiche Geschäft der Verwaltungstechnischen Vorbereitung und der Abstimmung mit dem Örtlichen Personalrat. Für die Leitung all jener Abstimmungsrunden, zäher Steuerungsgremien und enervierender Lenkungsausschüsse, die ihn nicht frustrierten, sondern noch zusätzlich ansportelten, ist die Staatsbibliothek ihrem mal charmanten, mal brummeligen „Bibliotheks-Tierarzt“ dauerhaft dankbar. Manches ist noch im Fluss, einige der vielen Strukturveränderungen und Geschäftsgangbeschleunigungen, die Karl Werner Finger anschoob und begleitete, werden ihre Wirksamkeit erst in den nächsten Monaten und Jahren erzielen, dann, wenn er schon, an mediterranen Gestaden segelnd, die neue Ära des Ruhestandes genießt. Ende Juni 2015 sagte „KaWe“ Finger der Staatsbibliothek Lebewohl.

\* \* \*



## PILSEN – KULTURHAUPTSTADT EUROPAS 2015

Themenabend im Ostlesesaal der  
Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) am  
2. Februar 2015

Weit mehr Interessenten als geplant folgten der Einladung des Deutschen Kulturforums östliches Europa in den Ostlesesaal der BSB. Im Beisein des Generalkonsuls der Tschechischen Republik, Milan Čoupek, präsentierten Pilsener Institutionen das Programm der „Kulturhauptstadt Europas 2015“.

Sehr eindrucksvoll kam der europäische Gedanke im Schülerblog-Projekt des Geschichtslehrers Antonín Kolář zum Tragen: Mit viel Enthusiasmus tragen seine Schüler ungeahnte Zeugnisse der Kultur zusammen, entdecken Pilsener Stadtgeschichte in ihrer europaweiten Bedeutung. Die Cembalistin Alena Hönigová stellte den weitgehend vergessenen westböhmischen Barockkomponisten Johann Caspar Fischer (1662–1742) vor – eine musikalische Einladung zu den neun „Pilsener Barockwochen“ im Sommer.



Aus den reichen Osteuropabeständen der Bayerischen Staatsbibliothek wurden u. a. eine prächtig illuminierte lateinische Bibelhandschrift (1446) und der Druck „Kurze Unterweisung beider Sprachen Deutsch und Böhmisches“ (1533) präsentiert.

## NEUER GENERALDIREKTOR FÜR DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Die Bayerische Staatsregierung hat in ihrer Kabinettsitzung am 24. Februar 2015 folgende Personalentscheidung getroffen: Der bisherige Stellvertretende Generaldirektor der Staatsbibliothek, Dr. Klaus Ceynowa, wird mit Wirkung vom 1. April 2015 zum Generaldirektor der Staatsbibliothek ernannt. Der bisherige Generaldirektor der Staatsbibliothek, Dr. Rolf Griebel, ist mit Ablauf des Monats Dezember 2014 in den Ruhestand getreten.



## NEUERWERBUNG: KÖLNER KIRCHENRECHTLICHE INKUNABEL VON 1497



Das Inkunabelreferat der Berliner Handschriftenabteilung kann den ersten Neuzugang 2015 vermelden: Antonius de Rosellis „De ieiuniis“, Köln: Hermann Bunting 1497 (GW M38950). Bislang war in der Inkunabelsammlung der SBB-PK noch keine Ausgabe dieses kirchenrechtlichen Kurztraktats aus der Feder des berühmten italienischen Kirchenrechtlers Antonio Roselli (1380–1466) vorhanden. Diese letzte von insgesamt neun Inkunabelausgaben von „De ieiuniis“ zeichnet sich durch eine besonders schöne, ganzseitige Druckermarken auf dem letzten Blatt und durch die Verwendung einer seltenen gotischen Type aus und ergänzt das durch Kriegsverluste besonders betroffene Sammlungssegment der Kölner Inkunabeln. Das leicht beschädigte, aber fachmännisch restaurierte Exemplar wurde aus dem Nachverkauf einer Auktion erworben und trägt zukünftig die Signatur 8° Inc 1079.8.



Die ganzseitige Druckermarken



### MIT DANTE AUF DEN LÄUTERUNGSBERG ...

Am Sonntag, den 26. April war es in der Bayerischen Staatsbibliothek mal wieder soweit: Nach dem durchschlagenden Erfolg des letzten Jahres, mit der originalsprachigen Lektüre der gesamten „Höllenspassage“ von Dante Alighieris „Göttlicher Komödie“ an nur einem Tag wurde in diesem Jahr der „Dante-Marathon“ mit dem Teil des „Purgatorios“, auf Deutsch, dem Läuterungsberg fortgeführt. Alle 33 Gesänge wurden von namhaften Lektoren, wie z. B. dem bekannten Münchner Kabarettisten Gerhard Polt oder auch Literaturschaffenden, wie Dr. Dirk Heißerer, aber auch von Studenten der Italianistik der benachbarten Ludwig-Maximilians-Universität München ganz im Sinne einer öffentlichen Lektüre, wie sie in Florenz seit Jahrhunderten mit Dantes Versen auf öffentlichen Plätzen praktiziert wird, vorgetragen. Umrahmt wurde das Ganze durch jeweils passend zu den einzelnen Gesängen ausgewählte Solo-Musikstücke für Flöte, Gitarre und Cello. Die Veran-

stalter, das Italienische Kulturinstitut München, das Institut für Italianistik der LMU und die BSB haben damit für einen spektakulären und gleichzeitig würdigen Auftakt des Dante-Jahres in München – es jährt sich der Geburtstag des Dichters zum 750. Mal – gesorgt. Man ist nun fest entschlossen, auch gemeinsam das „Paradies“ in Angriff zu nehmen ...

### ÄLTESTE KORANHANDSCHRIFT DER WELT AUS DEN TAGEN MOHAMMEDS IN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Die Staatsbibliothek zu Berlin und das Projekt „Corpus Coranicum“ an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften haben durch ein Labor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich eine Radio-Karbon-Datierung (C14-Methode) früher Koranhandschriften in den Sammlungen der Staatsbibliothek durchführen lassen. Die Ergebnisse sind durchaus spektakulär. Mit 95-prozentiger Wahrscheinlichkeit sind die sieben untersuchten Pergamentblätter zwischen 606 und 652 n.Chr. angefertigt worden. Damit gehören sie zu den ältesten islamischen Schriftzeugnissen überhaupt. Aus ökonomischen Gründen kann man davon ausgehen, dass Pergament nicht lange gelagert wurde, bis es zum Schreiben verwendet wurde. Ein weiterer 210 Blatt umfassender Kodex ist zeitlich im ausgehenden siebten / beginnenden achten Jahrhundert zu verorten. Dieser Band, den der preußische Konsul Johann Gottfried Wetzstein Mitte des 19. Jahrhunderts in Damaskus erwarb, enthält etwa 85% des gesamten Korantextes und ist somit der älteste Koran, der in diesem Umfang erhalten ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse des Projektes, die



v.l.n.r.: Gerhard Polt (Kabarettist),  
Dr. Giovanna Gruber (Italienisches  
Kulturinstitut München) und Klaus  
Kempf (Bayerische Staatsbibliothek)  
(Foto: Manuela Schmitt)

bereits auf einer Tagung an der SBB-PK im Februar dieses Jahres in Fachkreisen diskutiert wurden, werden demnächst von den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Akademie-Projektes veröffentlicht.

Die Untersuchung ist im Rahmen eines von der DFG und der ANR (Agence Nationale de la Recherche) finanzierten Teilprojektes „Coranica“ durchgeführt worden, das zum Ziel hat, materielle Zeugnisse (Inschriften, Pergamente, Papyri u. a.) in die Erforschung der koranischen Textgeschichte einzubeziehen.



## NEUER E-MEDIEN-VERBUND FÜR ÖFFENTLICHE BIBLIOTHEKEN IN BAYERN

Der Freistaat Bayern unterstützt über die Landesfachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen den Aufbau und die Entwicklung der öffentlichen Bibliotheken in allen Landesteilen im Sinne des Landesentwicklungsprogramms sowohl finanziell als auch durch fachliche Beratungsangebote. An-

gesiedelt ist die Landesfachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen bei der Bayerischen Staatsbibliothek, die die Rolle der Fachbehörde für alle Angelegenheiten des bayerischen Bibliothekswesens innehat und dadurch maßgeblich an allen landesweiten Planungs- und Koordinationsaktivitäten im Bibliothekswesen beteiligt ist. Anfang 2015 initiierte die Landesfachstelle den bayernweiten E-Medien-Verbund „eMedienBayern“ für öffentliche Bibliotheken in Orten bis zu 10.000 Einwohnern. Von diesem neuen Verbund, dessen Ziel es ist, Bibliotheken eine schlüsselfertige Lösung zu bieten, um mit einem geringen Aufwand in die Welt der E-Medien-Ausleihe einsteigen zu können, profitieren vor allem kleinere öffentliche Bibliotheken mit nicht-fachlicher Leitung. Seit 2. Februar 2015 steht den Bibliothekskunden mit „eMedienBayern“ unabhängig von Wohnort und Öffnungszeiten ein über das Internet zugängliches Informations- und Unterhaltungsangebot mit derzeit 6.000 Titeln zur Verfügung. Bisher beteiligen sich 85 öffentliche Bibliotheken aus allen sieben bayerischen Regierungsbezirken an dem landesweiten E-Medien-Verbund.

## „GOLDRAUM“.

Forschung an der Bayerischen  
Staatsbibliothek

Gold am Buch – Neues Material oder Recycling? Zu diesem Thema präsentierten Dr. Irmhild Schäfer und Dr. Thorsten Allscher vom Institut für Buch- und Handschriftenrestaurierung ihre kunsttechnologischen und materialwissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse zu Prachteinbänden von mittelalterlichen Evangelienbüchern aus den Sammlungen der Bayerischen



*Eine Seite des ältesten an der Staatsbibliothek zu Berlin verwahrten Koranfragments aus dem 7. Jahrhundert.*



rechts:

*Burmesische Handschrift auf Kupferplatte (Ausschnitt)**Uta-Buchkasten, um 1020  
München, Bayerische Staatsbibliothek,  
CIm 13601*

## IMPRESSUM

BIBLIOTHEKS  
MAGAZIN10. Jahrgang · 29. Ausgabe  
Berlin und München, Juni 2015

## HERAUSGEBER:

Dr. Klaus Ceynowa  
Barbara Schneider-Kempf

## REDAKTION IN BERLIN:

Dr. Martin Hollender (Leitung),  
Cornelia Döhring,  
Dr. Robert Giel,  
Dr. Mareike Rake,  
Thomas Schmieder-Jappe,  
Dr. Silke Trojahn

## REDAKTION IN MÜNCHEN:

Peter Schnitzlein (Leitung),  
Anja Gaisa

## KONTAKT IN BERLIN:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

## KONTAKT IN MÜNCHEN:

peter.schnitzlein@bsb-muenchen.de

## GESTALTUNG:

Elisabeth Fischbach,  
Niels Schuldt

## GESAMTHERSTELLUNG:

Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige  
Vervielfältigung der Beiträge nur mit  
Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375

Staatsbibliothek. Den Rahmen gab die Fachkonferenz GoldRaum des Lehrstuhls für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft der Technischen Universität München (TUM) am 9./10. Februar 2015. Die Bayerische Staatsbibliothek ist mit der TUM durch eine institutionelle Kooperation zur Restauratorenausbildung in Forschung und Lehre eng verbunden. Die Goldschmiedeinbände mit ihren Emails, Edelsteinen und Perlen gehören zusammen mit über hundert Tibetischen Buchdeckeln zu einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt, das auch diese erstmaligen naturwissenschaftlichen Analysen zur Materialität der Objekte umfasst.

ERWERBUNG BIRMANISCHER  
HANDSCHRIFTEN

Die bedeutende Sammlung birmanischer Handschriften konnte im Februar 2015 durch den Ankauf von 23 Handschriften ergänzt werden. Der Sammler, der diese Handschriften nun veräußert hat, war in den 1960er Jahren als Diplomat in Myanmar (Burma) tätig und hat bereits damals umfangreiche Ankäufe durch die Staatsbibliothek zu Berlin vermittelt. Die neu erworbenen Bände bilden kodikologisch und inhaltlich ein breites Spektrum ab. Es sind Handschriften auf Papier, Palmblatt



und Kupferplatten, die u. a. Werke zur Grammatik und Astrologie wie auch buddhistische Mönchsregeln enthalten.

HEBRÄISCHE NEUERWERBUNGEN  
AUS 50 JAHREN – AUSSTELLUNG

Aus Anlass des fünfzigjährigen Jubiläums der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel zeigt die Bayerische Staatsbibliothek in Kooperation mit dem Israelischen Generalkonsulat vom 15. Mai bis zum 10. Juli 2015 ausgewählte Neuerwerbungen ihrer weltweit beachteten Hebraica-Sammlung.

**Von Sulzbach bis Tel Aviv**  
Hebräische Neuerwerbungen  
aus 50 Jahren • 1965–2015

**מזולצבאך עד תל אביב**  
רכישות חדשות באוסף  
העברי מ-50 שנה  
2015–1965

15. Mai – 10. Juli 2015  
**Ausstellung**

Montag bis Freitag 10 – 18 Uhr  
25. Mai (Pfingstmontag) und  
4. Juni (Frankenschnee) geschlossen  
Eintritt frei  
Bayerische Staatsbibliothek  
Ludwigstraße 34, 80539 München  
www.bsb-muenchen.de

**BSB** Bayerische  
Staatsbibliothek  
Information in erster Linie